

LITERATUR

**DAS PRINZIP DER
SPARSAMSTEN
ERKLÄRUNG**



AUSGABE 12

ISSN: 2194-1505

VATER

ODER:

SEIN

LITERATUR
SEINE MUTTER

LITERATUR
SEIN VATER

VERTEILTE
ROLLEN



LITERATUR

UNGEBUNDENE
REDE



LITERATUR
SEINE SCHWESTER



PROSA

VERSFORM

LYRIK

DRAMA

„Es war einmal in grauer Vorzeit, als
Straßenbahnen fahren und Saurier die
Welt beherrschten.“

F. B.

„Opa will ins Internet. Er hat gehört:
dort gibt es Sex und weiße Tiger. / Oma
will ins Internet. Sie hat gehört: dort
gibt es Dinge, die sie braucht! / Drin-
gend!“

L. F.

„My milkshake brings all the boys
Baudrillard.“

L. H.

„Ich hoffe die Wirklichkeit / besteht
aus nichts / but Nullen und Einsen.“

E. K.

„Ein gutes Gespräch some kisses bottle
of wine and music - manchmal reicht
das für eine Geschichte.“

M. M.

„Die Furcht begann mit den Dioramen. “
P. P.

Inhalt

SEITE 4

SARA MAGDALENA SCHÜLLER // <i>Inspired by the many lives of</i>	SEITE 6
FLORIAN TENK // <i>Der Glastyp</i>	SEITE 14
DANIELA GASSMANN // <i>Liebes Mädchen</i>	SEITE 17
HENDRIK BLOEM // <i>Die Amnetischen Tage (Teil 2)</i>	SEITE 22
HEINER HENDRIX // <i>Treue, Tod & Weiblichkeit</i>	SEITE 25
MARA PROKOP // <i>Die Sucht</i>	SEITE 30
MICHAEL DIETRICH // <i>Die Wissenschaftler</i>	SEITE 36
FABIAN BROSS // <i>Der Ausländer als Krankheit</i>	SEITE 46
FELIX BONKE // <i>Decisions down under</i>	SEITE 51
KEN MERTEN // <i>Einen Euro</i>	SEITE 57
JONIS HARTMANN // <i>3 Prosaminiaturen</i>	SEITE 61
ANDREAS REICHELSDORFER // <i>Nation</i>	SEITE 62



Inhalt

SEITE 5

ANDREAS REICHELSDORFER // **Ein Schiff**.....SEITE 63

FELIX FUCHS // **Die Finsternis, die folgt**.....SEITE 65

DOMINIK STEINHILBER // **Bartholomew**.....SEITE 74

PIERRE JARAWAN // **Augen auf**.....SEITE 82

IMPRESSUM.....SEITE 88



Inspired by the many lives of

SEITE 6

Sara Magdalena Schüller, München

Sara Zimbal oder Kiki Gómez, wie sie sich gerne nennen würde, heißt in Wirklichkeit Anita Schulze. Damit lässt sich aber kein Preis gewinnen. Schon gar nicht so ein renommierter. Also muss an den Namen gebohrt, geschraubt und gesaugt werden. Das versteht zwar keiner, der nicht selbst schon mal in der Lage war, verbindet jedoch die drei Protagonistinnen Zimbal, Gómez und Schulze. Während die eine für historische Romane, die ins Dokumentarische gehen, schwärmt, hat sich die Mittlere der Lyrik und Kurzprosa verschrieben, die Dritte wiederum schreibt an Theaterstücken, die für Kleinkunsth Bühnen zu groß angelegt sind, für die großen Bühnen jedoch einen zu kleinen Autorinnennamen aufweisen. Da man sich weder mit szenischen noch mit lyrischen und nur sehr ungern mit historisch angehauchten

Texten bei den Wettbewerben bewerben darf, ist das sich-Bewerben – im *Duden* übrigens auch als Bemühung, Kandidatur oder Werbung, Promotion umschrieben – eine leidige Angelegenheit: Gómez kommt sich dabei immer richtig nützig vor.

Von Selbstzweifeln geplagt, wälzt Zimbal sich von der einen Seite ihres riesigen, aus einem Historienfilm stammenden Bettes auf die andere, kurz bevor die Bewerbungsfrist abläuft.

Und Schulze, die gern DVDs und andere Datenträger bei ihren Bewerbungen mitschickt, um die szenische Ausführung der Texte zu unterstreichen, die sie extra für die Wettbewerbe auf Prosa umschreiben muss, ärgert sich jedes Mal grün und blau, wie viel Geld sie wieder für die dicken Umschläge ausgeben muss. Die wattierten. Mit



Sichtfenster, ohne Sichtfenster, mit verstärkender Pappe, aus braunem Ökopapier, oder doch lieber blütenweißes ohne blauen Engel, 80, 100 oder gleich 150 Gramm Papier. Jede Bewerbung ist eine neue Chance.

Zu Scheitern.

Schöner scheitern, dafür plädiert Zimbal. Sie versieht ihre Briefe an die jeweiligen Juroren oder die Jury, an die Stadtratsmitglieder und die Komiteeteiligten, an die Schriftsteller, die es schon geschafft haben und die, die es eben nicht geschafft haben und deswegen in den Ausschüssen, Komitees, Jurys oder Vorständen sitzen, mit riesigen füllergeschriebenen Lettern, die gotische oder altdeutsche Schriftzeichen imitieren. Gómez ist eher der trashige Typ. Sie kleckert gern ihren morgendlichen Kaffee oder

Schwarz-, Grün-, weißen Tee auf die Umschläge, damit die Jurymitglieder, die sie allesamt für gescheiterte Autoren hält, sich nichts darauf einbilden, umworben zu werden. Wenn sie richtig in Fahrt ist, kann es auch sein, dass mal etwas Eigelb draufkommt. Man muss dazu sagen, dass sie erst auf der Akademie Performance studiert hat, bis sie anfang, sich der Literatur zu widmen. Ihrer Lyrik entzieht sie alle Umbrüche und formuliert ihre Wortneuschöpfungen in ganzen Sätze aus, so dass sie sich auf die Prosawettbewerbe überhaupt bewerben darf. Schließlich ist der einzige Unterschied zwischen postmoderner Lyrik und postmoderner Prosa der Zeilenbruch. Während die Prosa kaum Abgründe birgt, besteht die Lyrik aus ebensolchen. Kiki Gómez, die alles Prosaische verabscheut, und deren künstlerischer Vorname von ihrem Kanarienvogel stammt, während der Nachname von ihrem Vater aus Übersee



importiert wurde, ist auf die Prosawettbewerbe angewiesen. Sie träumt davon, einen richtig fetten Preis abzustauben, um sich auf die Kanaren abzusetzen und die nächsten drei bis zwanzig Jahre – je nachdem ob es der MDR, der Literaturfonds oder die Bachmann sein werden, die sie auszeichnen – dort in Ruhe und ohne Prosazwänge zu schaffen.

Schulze, die das Wort *schaffen* nicht ausstehen kann, weil es sie an ihren nicht mal bürgerlichen sondern ländlichen Hintergrund erinnert – an ihrer Grundschule gab es keinen einzigen *Migrationshintergrund* und nur eine einzige Schülerin war nicht getauft, sie hieß Schiller, weswegen die beiden oft zusammen Gruppenarbeit machen mussten, seitdem beneidet Schulze Menschen, die weder getauft noch reinrassig deutsch sind – bevorzugt das Wort *Werk*. Dabei ist nicht klar, inwiefern sie sich im Klaren darüber ist, dass in diesem

Wort genauso der väterliche Schrein-erbetrieb und der mütterliche Bauernhof stecken – von dem sie einen hätte übernehmen sollen, hätte sie Eier gehabt anstatt Eierstöcke – wie in dem Wort schaffen. Das sie ablehnt, seitdem die Eltern einen enormen Druck auf sie ausübten, da sie, als Mädchen geboren, wenigstens einen richtig guten Schulabschluss hinkriegen sollte. Ob sie dies erfüllte, ist nicht erwiesen. Fest steht, dass Anita Schulze am Gymnasium überhaupt erst in Berührung mit den ganzen Schriftstücken kam, die ihr den Kopf verdrehten (Bernhard und Bachmann, später Brooks und Bayer) und die sie dazu bewegten, in der Theatergruppe mitzumachen, Österreich als ihr Heimatland im Ausland anzugeben und schließlich endgültig die Liebe zur Bühne in ihr weckten.

Wie groß ihr Schrecken war, als sie feststellen musste, dass man an den deutschen Theatern noch immer die von



.....

alten weißen Männern geschriebenen Stücke reproduziert, mag man sich kaum ausmalen. Schulze, die sich ab einem gewissen Punkt – ob das nach dem ersten oder erst nach dem zweiten Selbstmordversuch war, ist nur ihrer Hausärztin bekannt – nur noch Schulz nannte, hat einen Verein für lesbische, in Kanackenspraak schreibende Frauen und als solche Lebende gegründet, mit dem Ziel, der Gesamtdeutschen Bevölkerung in den nächsten drei bis zwanzig Jahren eine andere Brille aufzusetzen. Bis dahin muss sie viel Geld machen und da sie mit ihrer Familie gebrochen hat oder diese mit ihr, nachdem sie sich erstens zweimal versucht hatte, umzubringen, und sich zweitens danach als Bisexuelle outete, besteht auch keine Möglichkeit, diesen Haufen Stroh zu erben, so dass sie sich gezwungen sieht, bis auf weiteres bei den vielen Literaturwettbewerben mitzumachen, die allerdings ebenso bunt gemischt sind, was die Genres angeht, wie

ihre Dorfschulklasse. Mit dem Unterschied, dass nun Schulz die Ungetaufte unter den Katholiken ist.

Sara Zimbal, die ihren Nachnamen geändert hat, nachdem ihr bewusst wurde, dass in ihrer, ausschließlich aus Frauen bestehenden, Familie mütterlicherseits, die Frauen zwar das Sagen, sich aber nie einen Namen gemacht haben, entdeckte ihre Liebe zu historischen Romanen während eines Seminars zur Familienforschung innerhalb ihres Ethnologiestudiums. Dabei tat sie unter anderem den wahren Namen der Großmutter sowie einen Nazi-Urgroßvater auf. Ihre Großmutter, die einst den Mädchennamen Zimbal besessen hatte, musste diesen abgeben, weil man in Deutschland in den 30er, 40er und 50er Jahren noch der Meinung war, eine Frau werde erst schön durch die Liebe, dürfe keinen Führerschein ohne Einwilligung des Vaters oder Ehemanns machen



und mit Sicherheit dürfe sie keinen erfolgreichen Beruf oder beruflichen Erfolg ausüben. Und so hat Zimbal vor ein paar Jahren befunden, dass es nun an der Zeit sei, den Nachnamen der Großmutter zu rehabilitieren. Und da sie sich für die einzige Visionärin ihrer Familie hält, stand sofort fest, dass nur sie es sein könne, die diesen annimmt. Unter historischen Romanen versteht sie übrigens im Gegensatz zu den Mitgliedern ihrer Schreibgruppe, die allesamt experimentelle Krimis verehren, nicht die in England zu Zeiten Shakespeares spielenden und von *Vom Winde verweht* angehauchten 200 Kilo Romane, sondern, wie gesagt, die ins Dokumentarisch gehenden, eine kriminologische Handlung erzählenden, meist von ihrer eigenen Familiengeschichte inspirierten Texte. Ob die drei mit alledem jemals etwas oder jemanden erreichen werden, ist fraglich.

Die *Intention*, auch Absicht, Bestreben, Vorhaben laut *Duden*, der eingereichten Texte ist ja in erster Linie Sache der Experten, welche die Texte in mühevoller Stapel-Arbeit nach *vielversprechend*, *unbekannt* und zu (ambitioniert, experimentell, jung, alt, unglaublich, realistisch, verstehichnicht) unterteilen. Nach Bekanntgabe der Preisträgerinnen wird dann darüber debattiert, was den Texten allgemein und im Speziellen fehlt – meist der globale Überbau bzw. das Verlassen des subjektiven Kontextes oder auch die kreative Sprachwahl – und weiter: was welcher Text uns sagen will, wobei tunlichst vermieden wird, das Wort *Intention* oder den Ausdruck „was uns der Text sagen will“ in den Mund zu nehmen, denn das ist total out und nicht Sache der Experten sondern nur des gemeinen Pöbel, der von zeitgenössischer deutschsprachiger Literatur so wenig Ahnung wie von moder-



ner abstrakter Malerei hat, nämlich gar keine, aber immerhin die, dass er „das auch gekonnt hätte“ und zwar seit Anbeginn des fünften Lebensjahres.

Womit schon ein ganz anderes erhebliches Auswahlkriterium angesprochen wäre: das Alter. Und damit auch das Altern und in letzter Konsequenz das Sterben. Je weiter der Abstand des Wettbewerbers vom momentanen Lebensalter hin zum erwartbaren Ableben (in Deutschland liegt dieses für Frauen bei 82 Jahren und 6 Monaten, für Männer bei 77 Jahren und 4 Monaten, laut *wikipedia*), desto mehr mögliche Bücher wird die oder der Betroffene auf den Markt bringen, was bedeutet, dass der bereits erwähnte Stapel *vielversprechender* Autoren eigentlich ein *Jungbrunnenstapel* ist.

Aber auch der schönste Jungbrunnen versiegt irgendwann.

Jean Améry hat sich das Leben genommen, Walter Benjamin sowie Ingeborg Bachmann und Sylvia Plath, auch Marilyn Monroe und Jim Morrison, die ja ebenfalls geschrieben haben, wobei unklar ist, ob Tabletten- und Drogentote tatsächlich zu Suizidanten gezählt werden oder um der Statistik des jeweiligen Landes – meist USA, Eng- oder Finnland – einen Gefallen zu tun, bei den Unfallopfern rangieren. In jedem Fall ist Gómez, Schulz und Zimbal gemeinsam, dass sie aus unterschiedlichen Gründen hin und wieder bis oft an Suizid gedacht haben.

Sei es wie bei Zimbal, die durch ihre Ahnenforschungen auf einen Urgroßonkel gestoßen ist, der sich selbst das Leben genommen hat, indem er den Gasherd seiner kleinen Junggesellen-Küche laufen ließ und sich in derselben mit seinem Rauhaardackel einsperrte, um erst einen Tag später von der Haushälterin gefunden zu werden.



Oder sei es wie bei Schulz, die sich einmal mit richtig vielen Tabletten, die sie ihrer depressiven Tante aus dem Spiegelschränkchen des Bades entwendet hatte, in den Kleinstadtpark legte, was aufgrund der überschaubaren Größe des Parks zu Anwohnerbeschwerden führte, die die Polizei verständigten, welche aufgrund fehlender anderweitiger Aufgaben schon eintraf, bevor der Telefonhörer überhaupt wieder auf der Gabel lag (bzw. der Handy-Auflege-Knopf gedrückt wurde), und die beim zweiten Mal einen wesentlich geschickteren und geschichtsträchtigen Ort auswählte, nämlich den *Starnberger See*, an den sie mitten im Winter mit einer aus dem Vorratsschrank ihres Onkels gestohlenen Flasche Whiskey gefahren war, um betrunken im See zu ertrinken. (Ein nebelgrauer Mittwochmorgen, menschenleer, zwischen Feldafing und Tutzing, die Alpen verschwommen am Horizont.) Nachdem sie sich die Flasche

zur Hälfte vorgenommen hatte, erlitt sie allerdings eine Alkoholvergiftung, die womöglich zum intendierten Resultat geführt hätte, wäre nicht just in diesem Moment an ebendieser Stelle des *Starnberger Sees*... Sara Zimbal aufgetaucht.

Zimbal war unterwegs auf Spurensuche bekannter deutscher Suizidanten an den deutschen Seen. Da gab es ja eine Menge – von Kleist bis König Ludwig II – und so lässt sich aus Sicht der Angehörigen sagen, „welch Glück“, dass Zimbal so ordentlich bei ihren Recherchen vorgegangen war und im Süden des Landes begonnen hatte (von unten nach oben, von rechts nach links).

Kiki Gómez wiederum hat nie den Ehrgeiz besessen, ihrem Leben beim Ableben zuzusehen. Ihre *Suizid-Lectures* war eine Performancereihe, die nicht unwesentlich vom Film *Harald and Maude* inspiriert wurde und in der sie



siebenmal vorführte, wie man sich umbringen kann. Ob der mäßige Erfolg, was womöglich mehr am Ort der Aufführung lag (Bochum – Königin der tristen Nachkriegsbauten), dazu beitrug, dass sie sich von der Kunst und der Akademie (Köln) ab- und der Literatur zuwandte, ist nicht bekannt. Die Reihe führte jedoch dazu, dass sie in ihren ersten Gedichtbänden dem Sterben in all seinen Varianten nachging. Ihr Langzeitprojekt ist es, die „Todesarten“ von Ingeborg Bachmann fertigzuschreiben. Dass darauf noch niemand anderes gekommen ist, versteht sie nicht.

Für die Hinterbliebenen des eigenen nicht-Ablebens lässt sich in jedem Fall festhalten, dass ihr Alter zwischen 27 und 35 liegt und sie somit schon über dem Zenit des *shootingstars* der neueren deutschen Literatur sind. Was sie nicht daran hindert, sich zwei bis dreimal im Jahr (Gómez), sechs bis zwölfmal (Zim-

bal) oder wöchentlich (Schulz) zu bewerben und sich wenig, mäßig, bis sehr große Hoffnungen zu machen: auf den jeweiligen Preis (50 bis 25.000 Euro), die Auszeichnung, das *Werkstatt-Stipendium des Landes Niedersachsen, Sachsens oder Bayerns*, das Bücherpaket, die *Aufenthaltsgenehmigung in Appenzell*, das kostenlose *Zeitschriftenabo*, die Aufnahme in der *Anthologie der gescheiterten Geschichte*, die Briefmarkensammlung (für zukünftige Bewerbungen und das gewisse Etwas) oder die *Reisekostenunterstützung für Übersetzungen aus dem Finnischen*.

Finnland ist übrigens Anita Schulz' Lieblingsland.



Florian Tenk, München

Für einen kurzen Moment denke ich, das war's jetzt. Zu Ende gekämpft, und ziehe nur noch den Schlaf als Bett hinter mir her. Ich muss mit dem schwachen Arm das schon eingeschlafene rechte Bein von meinem Linken heben, das ich anscheinend beim Blick zurück noch in der Dunkelheit vergessen hatte. Doch langsam pulsiert das Blut auch wieder durch das rechte Bein, und ich denke nur, schon wieder nicht geschafft. Nur er hatte es geschafft, der Herzensbrecher mit den Satyrbeinen, er ist als Tänzer im Ritual zum Gott geworden. Der Club ist ein Tempel ist ein Schlachthaus ist ein Friedhof ist ein Club. Ich bin in diesem Club nur zu Glas geworden, ich merke es an den Flecken, blau und lila, an dem Beim, das gleich wieder lebt und dem Dreck des Getrampels am Hosenstoff, weil niemand mich gesehen hat.

Wieder auf der Straße kommen mir fünf Menschen mit Koffern entgegen und ein Mann mit einer Bierflasche, die in seiner Hand tanzt wie im Puppentheater. Die Bierflasche wiegt auf der Morgenstraße doppelt so viel wie ein Koffer. Unter dem Knattern der Kofferräder knacken meine Eingeweide, bis das Knattern verstummt, das dauert jedes Mal eine Abbiegung lange. Die Stadt wölbt sich mir in den fünf Menschen mit ihren Koffern entgegen, sie sagt, geh nicht nach Hause. Die Bäckerei am Eck hat schon geöffnet, dort arbeiten immer die beiden Frauen mit den kurzen Haaren, die jedes Mal von einem Teller naschen und kramen und später aufblicken, als normale Geschäftstüchtigkeit es vorsehen würde, aber Kaffee, das können sie, er ist dann so schwarz und tief wie meine Augen an diesem Mor-



gen. Und wenn die Augen schwarz sind und glänzen, bleibt die Wahrheit nicht verborgen. Immer muss ich dort anstehen und die Leute drängeln dann und bilden spießige Schlangen, die bis hinaus auf die Straße führen und bei allem Spieß muss ich doppelt so anmutig dort stehen, damit ich ihren spröden Blicken wenigstens etwas trotzen kann. Und dann laufe ich raus, mit meiner selbstgedrehten Zigarette, die ist genauso krumm, wie die U-Bahn gefahren ist und auch weiter gehen muss ich doppelt so schnell. Ich gehe immer so schnell, dass ich fast schon laufe und oft schwitze, wenn ich irgendwo ankomme, als wäre es zu warm, selbst wenn es zu kalt ist, aber richtig ist es sowieso nie, und wenn du nicht endlich langsamer gehst, klar, wie solltest du jemanden finden, der genauso schnell ist wie du, sagte sogar die Königin einmal dazu. Zwischen meinem Rennen rennt die Bäckerschlange vorbei, fließt der Kaffee runter, rinnt der Rauch rüber, zwischen



diesem Rennen, sehe ich noch mal das Gesicht von der Geschlagenen.

Am vorletzten Halt hatten sich erst zwei Damen vom Typ längst vergessener Haushälterinnen neben mich gesetzt, sie riechen vertraut, so wie es in der Küche meiner Tante immer gerochen hat, nach würzigen Sellerie und schwarzen Kaffee, sie tuscheln und lächeln sich aus ihren strengen Duttfrisuren gegenseitig an und haben die Hände auf den weichen Bäuchen abgelegt, sie schauen zu mir und ich werde misstrauisch, ob sie über mich tuscheln, ob ich schon wieder so viel Finsternis in die U-Bahn gebracht habe, nur weil mein Blick immer neugierig und wach umherschweift, weil ich nicht so aussehen will, als hätte ich acht Stunden geschlafen und wäre trotzdem noch unglücklich, denn da bleibe ich lieber ohne Schlaf, dafür wach im Blicke. Und da trifft sich mein Blick mit dem eines Mädchens, es trägt einen schwarzen

Kasten, vielleicht eine Geige, doch irgendwie dicker, eine Trompete vielleicht, ich kenne mich da überhaupt nicht aus, und zwei blaue Taschen und eine Handtasche an einer langen Schnur trägt sie auch. Ihre Mimik ist die eines Erwachsenen, aber sie ist klein und kompakt und ihr Gesicht ist beim besten Willen typisch was man feist nennt, und eine hellblaue Blumenspange hält das Haar streng über ihre linke Gesichtshälfte zurück und trotz der hellblauen Blumenspange weiß ich, wenn wir uns jetzt noch einmal ansehen, dann blickt zu mir herauf das Wissen aus vielen Jahren und es ist ein Junge drinnen beim Mädchen im Körper und eine Geschlagene im Kopf. Und ich frage mich, ob sie auch sieht, dass bei mir nur Glas drinnen ist im Körper und jetzt die Geschlagene in ihrem Kopf es fast zerbricht.



Liebes Mädchen

SEITE 17

Daniela Gassmann, München

Auf der Vorderseite: *Finger weg!!! Eigentum von Ivana*

4. Mai 2012. *Was ist heute für ein Tag? Was ist heute für ein Tag? Es ist kein schöner Tag, doch doch es ist ein schöner Tag, weil Ivana heute Geburtstag hat. Hurra, hurra, hurra.* Mama und Kolja bringen Kerzen auf Nusskuchen. Ich bekomme die Nikes, die ich mir gewünscht habe. Mama bekommt ausnahmsweise einen Kuss, weil man fast nicht sehen kann, dass sie gefälscht sind. Nachmittags mit dem Kuchenrest und den Nikes auf den Hügel. Kolja nervt, aber ich nehme ihn nicht mit. Meine Mädels schenken mir die schönsten Ohrringe überhaupt, die Jungs bringen Korn und Plastikbecher. Als der Joint im Kreis rumgeht, sagt Tobi, ich sei die *heißeste Geburtstags-schnecke des Universums*. Gerade so

laut, dass es alle hören können. Dann knutschen wir, bis ich kotzen muss. Genau das habe ich mir beim Kerzenpusten gewünscht. Als ich heimkomme, habe ich schon lange nicht mehr Geburtstag. Deshalb schießt Mama mich zusammen. Sie sieht aus, als hätte sie geheult. Ich bin glücklich.

7. Juni 2012. Mama schreit den ganzen Tag irgendwas mit *deine Heimat, Ivana*. Oder *Wer weiß, wie oft du noch die Gelegenheit haben wirst, deine Großeltern zu sehen*. Ich höre gar nicht hin, meine Entscheidung steht. Früher waren die Sommerferien in *deine Heimat, Ivana* in Ordnung. Ich habe Kolja Schwimmen beigebracht. Wir haben am Tisch geschlürft, um die Erwachsenen zu ärgern, und Brot in unseren Taschen gebunkert. Wenn ich eines der Baum-



wollkleider an hatte, die mir Mama am liebsten heute noch nähen würde, habe ich heimlich was in meine Unterhose gestopft. Sobald Mama das Licht in unserem Zimmer ausgemacht hat, sind Kolja und ich mit dem Brot durchs Fenster raus zum Katzenfüttern. Aber das war früher. Jetzt bin ich zu erwachsen für sowas und Kolja immer noch ein Kind. Kolja ist ein Kind, Opa ist ein Geist. Gleichzeitig tot und lebendig und so weiß im Gesicht, dass man fast durchsehen kann. Ich komme sicher nicht mit. Alte Menschen machen mir Angst und das mit Tobi könnte echt was werden.

25. Juli 2012 Durch die Kofferraumscheibe sehe ich mein altes Plastikkrokodil wegfahren, bis Mama rechts abbiegt. Endlich alleine! Habe Tobi für später eingeladen. Kann mich nicht entscheiden: Minirock oder Skinny Jeans?

26. Juli 2012 Mein erster Tag als Frau und draußen scheint die Sonne. Was macht man als Frau, wenn die Sonne scheint und man die Wohnung für sich alleine hat? Und wird es immer so weh tun?

2. August 2012. Habe endlich Oma angerufen, aber ihre Sprache fast verlernt. Wenn ich Oma richtig verstanden habe, sind Mama und Kolja nie in *deine Heimat, Ivana* angekommen. Oma war richtig wütend. *Prekleta sranje*, das verstehe ich: *Verdammte Scheiße!* Ich konnte Oma nicht erklären, dass Mama und Kolja pünktlich losgefahren sind. Wegen der Sprache, die nicht mehr meine ist, und dem Kloß. Oma hat nicht mal gemerkt, dass ich geheult habe. Sitze seit dem Auflegen in Mamas Sessel. Alles tut weh von den Sprungfedern, eine bohrt sich durch das Samt in meinen Schenkel. Mama! Kolja! Bitte kommt zurück!



5. August 2012. Was ich vermisste: #10 Kolja und ich füttern Katzen in *deine Heimat, Ivana* #9 Mama schäumt mit dem Schneebesen Milch für eine heiße Schokolade. Für mich #8 Kolja sagt *Iviiii, darf ich mitkommen?* (Ja und immer, wenn du wiederkommst! Ich schwöre!) #7 Die Heldengeschichte über Papa und den See, in dem ich Kolja das Schwimmen beibrachte #6 Ich bin zu spät und Mama meckert: *Ich habe mir Sorgen gemacht, prekleto sranje!* #5 Dieter Bohlen meckert im Fernsehen. Mama, Kolja und ich auf dem Sofa, alle unter einer Decke #4 Nach einem Streit streicht mir Mama übers Haar. *Mein liebes Mädchen* #3 Ihre Stimmen, meine Stimme #2 Ich bin noch ein Kind ... #1 ... und habe eine Mutter und einen Bruder

6. August 2012. Musste fürs Datum den Fernseher anmachen und auf Teletext schalten. Niemand klingelt. Nicht mal

das Telefon. Niemand holt einen da raus. Nicht mal Tobi. Ich lebe jetzt in einer Blase, die anfängt zu stinken. Bleibe einfach hier drin sitzen. Mache mir nicht die Mühe, den Müll in Tüten zu tun. Muss auch nicht pinkeln oder kacken, wenn ich nicht esse oder trinke. Die Ferien sind noch lang. Versuche, die Tage zu zählen, aber mein Gehirn macht nicht mit, weil es sich denkt: *Wozu?*

8. August 2012. Ich wusste auf einmal, sie werden nicht zurückkommen. Habe es dann nicht mehr ausgehalten. Wollte schreien, bin aber leer. Wollte das Wichtigste zusammenpacken, habe aber nichts Wichtiges gefunden, und bin dann nur mit der Handtasche los, die ich sonst für die Schule nehme. Habe Korn geklaut. Pur und auf leeren Magen gesoffen. Weiß jetzt nicht mehr, wo ich bin und wer ich bin und wer ich mal war. Erleichterung!



1. Mai 2014. Amelie hat Geburtstag. Sie ist jetzt volljährig. Ändern wird sich dadurch nichts, ihr haben auch vorher alle geglaubt. Die meisten wollten es gar nicht wissen. Aber wenn doch einer fragte, dann sagte Amelie 18, woraufhin der eine nickte und Amelie wusste, er fragt nur, um gefragt zu haben. Statt Nusskuchen und Geschenken nur blickdichte orange Wellen.

3. April 2014. Amelie muss immer noch jedes Mal daran denken, was der Arzt gesagt hat. Es stimmt, sie ist nur noch ein Rumpf. Mit zwei Brüsten und einem Loch, das immer größer wird.

19. März 2014. Heute gab es Ärger. Niemand hätte es gemerkt, wenn Amelies Atem nicht so ein Verräter wäre. Der Ärger tat weh, aber die anderen Mädchen waren sehr lieb. Sie haben es mit Abdeckstift

übermalt und ihr zugezwinkert: *Wodka ist geruchsneutraler.*

29. Februar 2014. Heute war der Arzt da, der sie seit ein paar Wochen regelmäßig besucht und der eigentlich gar nicht so schlimm ist. Er zahlt wenigstens gut. *Weißt du, was Amelie in der Pathologie bedeutet?*, hat er in den Geruch von Polyester und Plastik und Kunsterdbeere gefragt. Amelie hat das nie nachgeguckt. Sie hatten diesen französischen Film gesehen, indem am Ende alles gut war. Es war das letzte Mal gewesen, alle unter einer Decke. Deswegen hatte Amelie ihren Namen ausgesucht. Er klang so schön leicht, als gehöre er nicht zu ihr. Dann haben sich die Buchstaben vollgesaugt und sind schwer geworden. Amelie wollte das nicht verraten, der Arzt es eh nicht hören. Er wollte nur sagen: *Amelie nennen wir Ärzte einen angeborenen Defekt, durch den Menschen ohne*



Extremitäten zur Welt kommen, verstehst du das? Natürlich versteht Amelie, aber der Arzt hat es vorsichtshalber trotzdem erklärt. *Menschen ohne Arme und Beine, weißt du?* Ja, sie weiß.

7. Februar 2014. Amelie wurde heute *Schlampe* genannt. An der Bushaltestelle von einem kleinen Gangster, der vor den anderen kleinen Gangstern auf cool machen wollte. Dabei hatte Amelie einen Mantel drüber. Sie schätzt den kleinen Gangster so auf 12 Jahre. Genauso alt wäre er jetzt. Was er sagen würde, wenn er Amelie sehen könnte ...? Wenn.

22. Januar 2014. Heute ihr erster Kunde. Ein Mädchen, das schon lange dabei ist, findet, Amelie hat Glück gehabt. Der Mann war alt und konnte nicht besonders lange. Amelie hatte die Augen zu und die Arme gestreckt. Wie Jesus. Den linken zum Bad, den rechten zum Fenster zum Hinterhof zur Hauptstraße zur Kreu-

zung zu der Wohnung mit dem Sessel und allem. Mindestens eine Sekunde lang spürte Amelie das Polyester unter ihr und den Mann auf ihr nicht mehr. Da hat sie gehofft, das ist der Himmel. Dann hat Amelie die Augen wieder aufgemacht und da waren ein Kastenfernseher, ein Haufen Winterklamotten und ein rotes Gesicht. Eine Kommode aus falschem Holz. Darauf Scheine, nicht viele. Statt einem Quadrat aus Himmel, blickdichte orange Wellen. Vielleicht die Hölle? Als er fertig war, hat sie das Wasser so heiß gestellt, wie die Dusche nur konnte. Es hat gebrannt, aber das sollte es. Es hat geschäumt, aber nicht so schön wie die heiße Schneebeisenschokolade. Es hat gedampft, aber sie hat sich nicht aufgelöst. Von jetzt an Amelie.

Auf der Rückseite: *jetzt Amelie*



Die Amnetischen Tage (Teil 2)

SEITE 22

Hendrik Bloem, Hamburg

Teil 1 der Amnetischen Tage findet ihr in Ausgabe 11.

Scheiße. Beim dritten Atomtee fängt es an zu regnen. Wäre ich ein Kobold, müsste ich den Topf voll Gold suchen und mir fällt gerade auf, dass ich mir eine hässliche Hose gekauft habe.

Nachdem es draußen lange ruhig war, höre ich nun irgendwo hinter den Bäumen eine Elektrosäge und dabei bin ich extra in eine HipHop-Hood gezogen. Ein Kumpel von mir wohnte ein halbes Jahr in einer House-Nachbarschaft. Das war schrecklicher, als meine Übergangswohnung in der Heavy-Metal-Stadt. Zum Glück hat das Amt für Wohnwesen und Verstyling den Fehler korrigiert.

Nach der Buchstabensuppe aus der Tüte fühlen sich mein Magen und mein Mundraum vergewaltigt an. Filmriss. Durstlöscherfolg.

Als ich aufstehe, ist das ganze Zimmer verwüstet. Jede Erinnerung fehlt und neben mir liegt ein Krokodil. An meinem rechten Arm habe ich Abschürfungen. Meine Augen sind das Einzige, was sich bewegt.

Ich versuche, meinen Steinkörper vorsichtig aufzurichten. Dabei wecke ich das Krokodil, das blitzschnell nach mir schnappt. Meine Versteinerung ist wie aufgelöst und ich springe hinter die Couch, lande auf meiner dort abgestellten Plattentasche und rolle mich ohne groß aufzupassen in den Flur. Das



Krokodil macht keine Anstalten, hinter mir her zu kommen.

Durch einen Türspalt lange ich noch einmal ins Zimmer, finger fix nach meiner Hose und dem Pullover, während ich angestrengt nach dem reptilischen Schnaufen lausche.

Aus meiner eigenen Wohnung abhauen sitzt nicht drinne. Ich geh ins Nebenzimmer, fahre den Rechner hoch, klemme mir die zwei Boxen unter den Arm und gebe ,ox` ein.

Nach den ersten Schwingungen von Oxmo Puccino flüchtet das Mistviech über den Balkon und fliegt davon. Ich sammel meine im ganzen Zimmer verteilten Textblätter ein. Mein Blick bleibt an einem 6 Jahre alten Rhyme hängen. Ich drehe die Seite um und umkreise die Gedanken:

„there`s no turnin back“

Alles ist geplant, vermutlich ist das der Fehler. Der Stift bewegt sich mit Elan, so leicht wie keine Feder. Gedanken, die hat jeder und Gefühle haben einige. Ich verlange keine Wunder, in meiner Welt bin ich das Einzige.

Den alten Mann höre ich sagen, „Jeder glaubt, er hätte Gott in seiner Tasche.“

Wen er meint und wo er nicht ist, ist eine ganz andere Sache. Aber ich stimme ihm stumm zu und betrachte mich und die Welt umzu. Bin dankbar, wenn ich mir ein Zeichen gebe. Auch wenn es einfach klingt und ich Zweifel hege über mein Sein und denke, ich kann gar nicht so klein sein, erschöpft mich jeder Teil von seinem Bild. Ich erinnere mich, obwohl ich`s gar nicht will. „there`s no turnin back“



Ich atme hörbar über dem Text aus und gehe ins Badezimmer, Zähnepusten. Aus der Tube drücke ich Frontaguard auf die Borsten. Mit Max-Frisch-3er-Komplex für Identitätsbestätigung und natürlich mit Natriumflowrid, damit der Flow durch das Salz in der Spur gehalten wird und nicht abglitscht.

So langsam meldet sich mein Hunger und verdrängt den Kopfschmerz. Seltsamerweise finde ich im Kühlschrank ein ‚Jumbo Schreiner XXL-Schnitzel‘. Als der Typ vor 4 Jahren starb, fand man in seinem Nachlass eine Einverständniserklärung und DVD. Also haben sich Gunter von Hagen, der Fernsehkoch Steffen Henssler sowie der amerikanische Klonspezialist Panos Zavos zusammen getan und der Rest ist eine andere Geschichte.

Während ich das Schnitzel in der Telefonpfanne brate, spreche ich mit dem Briefkasten, kaue Futuramakaugummis mit

Schweinegeschmack und schiebe ein Focaccia in den Back-up-Ofen. Focaccia esse ich nur, weil der Name dieses Brotes ein absolutes Highlight ist: fuck at cha.

Es klingelt und Tennis Senfmann steht vor der Tür. Ich schmier ihn auf den Teller und dippe den ersten Bissen hinein. Als Beilage gibt es Noodles, die zur Wortfindung beitragen. Auf Bonin dazu hatte ich heute keinen Bock, aber zum Focaccia gab es noch lebiterrane Creme, lecker. Wortfetzen Gold ...



Treue, Tod & Weiblichkeit

SEITE 25

Heiner Hendrix, München

Der nachfolgende Text wurde auf der Veranstaltung „Großer Tag der jungen Münchner Literatur“ (24.01.2015) vorgetragen.

Ich bin gestern morgen aufgewacht und hatte vergessen, dass ich mit Tieren sprechen kann. Das war mir nicht zum ersten mal passiert. Aber daran konnte ich mich auch nicht mehr erinnern. Als ich in die Küche kam und mein Hauschwein Hallo sagte, kippte ich fast aus den Latschen. Ich musste die falschen Pillen genommen haben. Aber wann? Und woher hatte ich eigentlich das Schwein? „Kannst du dich schon wieder an nichts mehr erinnern hm“, meinte die Sau und setzte eine Brille auf ihr zerkratschtes Gesicht. Ich pflanzte mich umständlich an den stilvoll gedeckten Tisch

und haute meinem Ei den Kopf ab. Mir war irgendwie ganz schön schlecht. „Wo warst du denn gestern Abend?“, grunzte das Schwein. „Im P1“, flüsterte ich und die Sau lachte. Sie kriegte sich fast nicht mehr ein. So richtig lustig fand ich das gar nicht. Ich hatte knapp 4000 Euro versoffen, das wusste ich noch. Dafür fiel mir mein Name aber leider nicht mehr ein.

Unter einem Vorwand verabschiedete ich mich ins Bad um zu sehen, ob ich wenigstens mein Spiegelbild erkannte – aber ich erkannte nichts. Ich hatte die Frau im Spiegel noch nie gesehen. Wie war mein Geist in diesen Körper gekommen? Oder was war eigentlich genau passiert? Das letzte, woran ich mich erinnerte war, dass ich am Vorabend mit diesem Physiker an der Bar stand, der am laufenden Band aus ir-



gendwelchen stinklangweiligen Schinken rezitierte. Er hatte einen riesengroßen Mund und rollte immer recht bedrohlich mit seinen pechblauen Augen. Irgendwann wurde mir sein hochkulturriger Style so zu viel, dass ich ihn tatsächlich fragte, worüber in Teufels Namen er denn eigentlich promovierte. „Über die physikalische Lokalisierung der Hölle“, schrie er wie aus der Pistole geschossen aus seinem riesigen Mund. Dabei konnte ich sehen, dass hinter seinem letzten Backenzahn ein Barhocker stand. Da war außerdem noch ein Riesenspiegel, ein Tresen und ein Barkeeper. Der Barkeeper winkte mich zu sich und bevor sich der Physiker dagegen wehren konnte, stieg ich auf sein Kinn und von da über die rechte Zahnreihe hinter zur Bar. „Hallo?“, brüllte auf einmal jemand, dann explodierte die Badezimmertür. Ich konnte vor lauter Rauch erst einmal nichts sehen. Ich sprang auf, aber unterschätzte das Gewicht meiner Brüste. Es

waren schöne, wohlgeformte Exemplare, aber als ich hochschnellte, schnellten die Brüste verzögert nach und hoben mich einen Meter in die Luft. Als ich wieder gelandet war, hatte sich der Rauch verzogen. Das Hausschwein stand im Tarnanzug im Türrahmen und rauchte Zigarre. „Die Badezimmertür war eh scheiße“, grunzte es unsicher, vielleicht weil es nicht wusste, ob ich das mit der Sprengung für eine gute Idee hielt. Aber mir war es vollkommen egal, ich war nur mit meinen Brüsten beschäftigt. Euphorisch rief ich dem Schwein zu: „Schau mal was ich kann“, dann gab ich meinen Brüsten einen Schubs nach unten und im nächsten Moment schwebte ich einen knappen Meter über dem Waschbecken. Ich hielt mich beim Runterkommen an der riesigen Duschvorhangsstange fest. Das Schwein klatschte Applaus. Ich machte noch ein paar Felgaufschwünge, die hatte ich mich früher nie getraut, aus Angst



meine Eier dabei kaputt zu machen. Aber das war kein Problem mehr jetzt. Irgendwann ließ ich mich wieder auf den Boden fallen, meine Brüste schlugen dabei ein Loch in die Badewanne. Ich lachte beschämt. Das Schwein machte eine Handbewegung, die sowas bedeutete wie „Die Badewanne war eh scheiße“.

„Echt geil so Supertitten“, seufzte das Schwein, als wir zurück in die Küche gingen. „Ja, voll“, sagte ich, „aber ich würde gern wissen wo ich die her hab, irgendwie glaub ich nämlich, dass ich gestern noch ein Mann war. Weißt du da was drüber?“ Das Schwein zuckte zusammen, blieb stehen und drehte sich um. Es strich mit seinem Schweinefuß verlegen durch den heißen Wüstensand. Der Mond ging auf im Zeitraffer. Wir standen auf einer Düne, ein kalter Wind pfiff um meine hübschen Schultern und meine Brustwarzen wurden steif.

- „Ich muss dir was gestehen. Mir ist gestern Nacht ein Heiliger erschienen.“

- „Ein Heiliger? Woher willst du wissen, dass es ein Heiliger war?“ - „Er hatte so Infomaterial dabei ... Flyer, vom heiligen Krieg und Jungfrauen und...“ - „Und was hat das mit meinen Brüsten zu tun?“, ich war langsam echt ungeduldig. - „Naja, ich ... also ich weiß auch nicht mehr so genau, was passiert ist. Wir haben den alten russischen Wodka von meinem Opa getrunken und uns schweinische Witze erzählt. Irgendwann wurde der Heilige angeberisch und meinte, dass er auch zaubern kann, aber dann kamst du zur Tür rein und hast ihn ausgelacht und dann meinte der Heilige, er hätte jetzt große Lust unsere beiden Körper miteinander zu vertauschen.“ - „Na und?“ - „Ja das hat er dann auch getan.“ Ich war fassungslos.

- „Willst du damit sagen, dass ich gestern noch ein Schwein war und jetzt DU bin, eine hübsche Araberin mit Riesenmöpsen?“ - „Ja“, sagte das Haus-



schwein und stemmte empört die Arme in die Seiten. Hinter ihm ging die Sonne wieder auf und fiel auf meinen ausgekühlten Oberkörper. Es war ein so schönes Gefühl, dass ich ganz leise anfang zu weinen. Das Schwein nahm mich in den Arm, die Hand rutschte langsam immer weiter nach unten. - „Finger weg von meinem Arsch“, grunzte ich. - „Es ist eigentlich auch mein Arsch“, grunzte das Schwein zurück. Wir sahen uns an und mussten lachen. Dann küssten wir uns, wie zwei Verlorene sich küssen: schockiert und verzweifelt und euphorisch zugleich. Wir wussten, wir waren aufgeschmissen, allein mitten in der Wüste. Zu allem Überfluss schlichen sich auch die ersten Autos an. Sie lebten hier in der Wüste, in losen Kommunen, weil ihre Fahrer sie verlassen hatten. Warum wussten wir nicht, kein freiwilliger Autoschützer hatte Infoschilder aufgestellt und wir hatten unsere Googelebrillen nicht auf. - „Was machen wir

jetzt, hier in der Wüste ohne Ausweis und Führerschein, umzingelt von diesen ganzen Jeeps?“ - „Wir sterben“, schluchzte das Schwein und ließ sich auf den Boden plumpsen. - „Na gut“, meinte ich ganz ruhig, „dann sterben wir jetzt“.

Da klingelte es plötzlich. Die Sau und ich sahen uns an. Es klingelte nochmal und dann nochmal. Es klang wie eine Türklingel, die wir gut kannten. Eine Türklingel in den weiten Fernen des Abendlands, verschachtelt in Neukölln, Hertzbergerstraße, Rückgebäude, vierter Stock links. Mitten aus dem Wüstensand schoss plötzlich unsere Haustür, hölzern, edel, erhaben. Es klingelte nochmal. Ganz langsam öffnete das Schwein die Tür.

„Jackson?“, fragte ein kleiner dicker jappsender Postboote. „Yo“, sagte das Schwein. Der Postboote starrte das Schwein lange an. Dann sagte er „Unterschrift hier“ und ließ das Schwein



unterschreiben. Es konnte tatsächlich Jackson schreiben. Wir sahen uns alle nochmal ausführlich an, dann schlossen wir die Tür und ließen uns in den Wüstensand plumpsen.

„Jackson“, seufzte ich. „Yo“, brummte Jackson. „Hast du wieder Engelstrompetentee zum Frühstück gemacht?“ „Yo“, mampfte Jackson, während er den Pappkarton mit seinen Riesenhauern zerkleinerte. „Na toll“, sagte ich „und ich dachte, ich könnte die Titten für immer behalten.“ „Naja“, grunzte mein philosophisches Hausschwein, „es ist besser etwas zu wollen, was man nicht hat, als etwas zu haben, was man nicht will“. Da klatschten die Autos und der liebe Wüstengott zog den Vorhang der Nacht über uns zu.

„Mhmhm“, flüsterte Jackson, kurz bevor ich tief und traumlos schlief. „Was?“, meinte ich apathisch. Jackson kam ganz nahe her und formte seine Eisbeine zu

einem Trichter. Dann sagte er zärtlich: „E N D E“.



Die Sucht

SEITE 30

Mara Prokop, München

Dir aber, vom Wort, das ich sprach,
war die Nacht heller als der Tag.
(Anna Achmatowa)

Er harrt der Kälte und der Trostlosigkeit der weiten weißen Ebene, kämpft gegen den Wind an, gegen das weiße Rauschen, so stark auch sein Wollen war zu bleiben, war die Sucht doch stärker, sie führte ihn durch die leeren Straßen, durch die verfallenen Wohnsiedlungen, die unberechenbaren Vororte, durch das Gewühl von Unterführungen, durch das Gesicht einer Stadt, die er kannte, die er aber nicht sehen konnte, nicht in dieser weißen Hölle, in diesem Chaos der tanzenden Schneeflocken, durch seine Sucht getrieben, angetrieben durch die rastlose Unruhe, vorangetrieben durch die vage Hoffnung, doch noch das zu finden, etwas davon zu erhaschen, was der

stille Grund seines Verlangens war und blieb, ungeachtet der Beschwerlichkeit des Weges und der Unzumutbarkeit des Vorhabens. Die Sucht, die seinen Körper auffraß, seine Gedanken und Gefühle immer mehr entstellte, war im Grunde etwas Reales, war eine Form des Überlebens in einer Zeit, die dunkel war, gespalten und verwaist. Das waren die Worte die er hörte, während das stetige Pochen seiner Schläfen zunahm, sich die zerrende Kälte durch seine Knochen fraß, immer mehr in sein Innerstes hineinbrannte, sich unaufhörlich über alle Gliedmaßen erstreckte, ein Gefühl der Taubheit hinterließ, in seinen versteiften Händen, in seinen verkrampften Fingern, ein kaltes Bewusstsein in seinen erstarrten Gedanken und seinen unzumutbaren Absichten, aber die Sucht war



das Feuer, die Wärme auf seiner Zunge, das gesprochene Wort zwischen den Mauern des Schweigens. Die Sucht trieb ihn voran, sie wurde seine Orientierung in diesem zusammengepressten Chaos, sein Bild der Stadt zwischen Barrikaden von Müll, errichtet als Bollwerk, abstrakte Türme aus Schrott und vergessenen Träumen, die Absperrungen vor den Metroeingängen, der große Platz leer und verlassen, die Stadt so wie sie war, nackt und weiß und gewaltig, so gewaltig, dass er die Augen kurz schließen musste und in diesem Augenblick wusste er, dass er zu spät gekommen war, dass er zu lange gebraucht hatte, dass seine Sucht einsam war und keine Befriedigung finden würde, nicht heute, nicht morgen, vielleicht nie wieder in diesem Leben, in dieser Zeit, die keine Worte duldet, keine Poesie und keine Stimmen, die abertausenden Abstraktionen des Ichs. Die Zukunft war eine Wüste, eine Wüste aus Eis. Der Mensch schritt durch die-

se Wüste wie ein Verlassener, wie ein Soldat am Ende des Krieges, aber die Ruinen waren anders, waren ohne Vergangenheit, waren nur die Überbleibsel einer erfrorenen Zeit, die nicht Gegenwart war, die nicht Gegenwart sein konnte, weil sie keine Realität besaß. Als die Bücher starben, starb die Welt. Als sie die Bücher verbrannten, verbrannten sie ihre Seele. Und zurückblieb nur Asche, so weiß wie Schnee, so weiß wie der Tod.

Sie steht nackt am Fenster und schaut in ein undurchdringliches Schneege-
stöber, draußen der große Platz einge-
rahmt aus weißem Nichts, eine Leinwand
ohne Namen, aber drinnen ist die Wärme,
der Thermostat, der vor ein paar Tagen
kaputt gegangen ist, die aufgeladene
Hitze des Zimmers ist wie ein leichtes
Tuch, das sie umschließt, das sie
um ihren entblößten Körper geschlungen
hat. Die blonden Haare, einzelne
Strähnen fallen auf ihren Nacken, sie



steckt sie wieder hoch, sie kann die Haare nicht mehr offen tragen, so bewegt sie sich, von Zimmer zu Zimmer, durch den langen Flur, das knarrende Holz unter ihren Fußsohlen, um sie herum die aufragenden Wände und hohen Decken, die ihren Körper zu erdrücken scheinen, so kommt sie sich manchmal vor, wie jemand der geschrumpft ist, jemand der immer kleiner wird, bis er sich eines Tages völlig auflöst und dann denkt sie an die Sucht, denkt an sie wie an eine Geschichte, die niemals geschrieben werden kann, wie an eine Zukunft, die niemals existieren wird und gleichzeitig wendet sie ihren Blick dem Inneren des Raums zu, sieht die Bettlaken auf dem Boden, die verstreuten Überreste einer noch nicht lange zurückliegenden Penetration, die sexuellen Ausdünstungen, der Geruch von Schweiß und Orgasmus, in dieser aufgestauten Luft spürt sie die Hitze, wie sie einem die Haut aufreißt, sie langsam vom Fleisch zieht

und dann betrachtet sie seinen schlafenden Körper, betrachtet ihn mehrere Minuten lang, bis sie sich sicher sein kann, dass er nicht mehr aufwachen wird, dass die Tabletten gewirkt haben. Dann nimmt sie die Bücher vom Fensterbrett und geht vorsichtig auf ihn zu, streift dabei mit ihrer Hand seinen leblosen Arm, streichelt ihm zärtlich durch das Haar, fragt sich wie lange es noch dauern wird, bis sie kommen und die ganze Welt verbrennen werden, denn wenn die Körper schweigen, schweigen auch die Worte. Wenn sie aufgehört haben zu sprechen, werden sie verstummen, werden sich auflösen, sich im Vergessen verlieren, die Narkose wird einsetzen, die Zeit wird die Erinnerung zersetzen, die Augen der Welt werden erblinden, sie werden nichts mehr sehen, nichts mehr fühlen, und nur noch die Leere, die Leere des Suchens wird sie berühren, nur sie wird sie begleiten, durch ein wortlo-



ses Land, durch das sterile Abbild der Wirklichkeit.

Er betritt die Wohnung, durch den dunklen Flur bewegt er sich vorsichtig an den Wänden entlang, erinnert sich daran, dass der Lichtschalter nicht funktioniert, spürt die Hitze, die ihm entgegenschlägt, fühlt sich leicht benommen und entkleidet sich instinktiv, legt den Mantel ab, den Schal und die Handschuhe, wirft sie einfach auf den Boden, nähert sich der spaltbreit geöffneten Tür am Ende des Ganges, sieht ein vage schwankendes Licht und gleitet in die Stille. Auf dem Bett erkennt er zwei nackte Körper, auf der linken Seite ein junger Mann, dunkelhaarig, auf dem Bauch liegend, neben ihm eine junge Frau mit blonden Haaren, er erkennt sie, ein ihm vertrauter Körper, wie sie da liegt, ganz friedlich, ihr Kopf ist zur Seite geneigt, ihre Haare bedecken ihren Hals, aber ihr Gesicht ist versteinert, ohne jedes Gefühl, so

als hätte sie sich selbst verlassen, er nähert sich dem Bett und betrachtet sie lange, ihre Brustwarzen, den hellen Flaum auf ihrem Geschlecht, die Tätowierung auf der Innenseite ihres rechten Oberschenkels - e fango è il mondo - und Schlamm ist die Welt, und berührt sie, berührt die weiche Haut, streift ihren Oberschenkel entlang und denkt an Vergangenes, an die Gesänge von Leopardi, versucht sich wie jedes Mal zu erinnern, an den Einband des Buches, an einzelne Verse, Bruchstücke seiner Erinnerung und währenddessen sieht er die leere Schachtel, ein paar verstreute Tabletten auf dem Teppichboden und begreift, dass er zu spät gekommen ist, dass beide tot sind und die Sucht stärker war als das Leben, und in diesem Augenblick zweifelt er an der Realität, verzweifelt kurz an sich selbst, der Erkenntnis ihres leblosen Körpers, nie wieder mit ihr schlafen zu können, aber dann sieht



er die zwei Bücher zwischen den Bettlaken und weiß, dass es nur noch Minuten dauern kann, bis sie kommen werden, trifft seine Wahl, greift entschlossen nach ihnen und verlässt den Raum, trägt die Sucht hinaus, und denkt immer noch darüber nach, und Schlamm ist die Welt, geschrieben sind die Worte auf unseren Körpern, die letzten Worte unserer Wirklichkeit.

Sie wartet darauf, dass er zurückkommt, wartet wie eine Gefangene auf ihren Henker, ihr Blick ist auf die Tür gerichtet, im Haus ist es kalt, einzelne Kerzen simulieren Gemütlichkeit und Wärme, ihre Hände schmerzen, verkrampfen sich, bald wird sie sie nicht mehr bewegen können, voller Schwielen und Schürfwunden, so betrachtet sie sie, vermisst ihre Glätte und Weichheit und erinnert sich an früher, als es keine Grenzen gab, keine Vorschriften, als sie das sagte, was sie dachte, bis die Welt sich auflöste in einem Sturm der

Gewalt, aus Feuer wurde Feuer geboren, als sie schwieg über das, was sie liebte, während der Himmel brannte, um sie herum verbrannte, ein brodelndes Inferno aus Worten, die verwundeten, was sie nicht mehr sein konnte. So betrachtet sie ihre beiden Hände, lange und gedankenverloren, so wird sie die Sucht nicht vergessen, durch jede einzelne Narbe in ihrem Herzen wird sie sich an sie erinnern, denn die Augen sehen eine unbestimmte Hoffnung, das leise Flackern ihrer Wahrnehmung. Dann hört sie seine Schritte, steht entschlossen auf und öffnet ihm die Tür, er sieht sie an, wirkt müde und erschöpft, sie berührt sein schon stark ergrautes Haar, der Anflug eines Lächelns, fast vollkommen versteckt in ihrem Mundwinkel, bestimmend und fordernd hält sie seinem Blick stand, bis er wegschaut, aus Reue oder aus Scham, bis er ihr wortlos die Bücher gibt, beide kennt sie, hat sie vor



vielen Jahren schon einmal gelesen, ein zerfleddertes grünes Taschenbuch, die Harfe und der Schatten, und ein gut erhaltenes, gebundenes Poem ohne Held. Sie behält das Taschenbuch und gibt ihm die Gedichte. Sanft streichelt sie über den Einband, riecht daran, schlägt eine Seite auf und dann die nächste, das geschriebene Wort, die Vergangenheit eingefangen in Buchstaben, Hieroglyphen einer vergessenen Zeit und denkt daran, dass die Sucht keine Kinder haben kann, sonst würde sie sie verschlingen, wie die Zeit, die noch nicht geboren ist, die Zukunft aus ihren Eingeweiden, geformt aus der Stille des Ichs.

Alles andere ist ein Versuch. Und eines Tages werden sie neue Bücher schreiben, die Sucht wird eine andere sein. Rest zwischen ihr und ihr, etwas das man nicht sieht, nur begreifen kann wenn man leidet, wenn man Schmerz empfindet und Hoffnung, eine Sehnsucht, die nicht gelebt werden kann, weil man sie liebt,

eine Liebe die man betrachtet und doch nicht versteht, und eine tiefe Einsamkeit, die in einem vollen Mond sich unwiederbringlich in den Worten verliert.



Die Wissenschaftler

SEITE 36

Michael Dietrich, Manchester

Bau des größten Forschungslabors aller Zeiten beschlossen

Nach den großen Erfolgen des CERN, der bisher größten Forschungsmaschine der Welt, wurde gestern der Bau des TSERN beschlossen, welches um ein vielfaches größer als sein Vorgänger sein wird. Anders als im CERN, sollen hier allerdings nicht nur verschiedenste Elementarteilchen, sondern auch Lebewesen, und zwar vor allem Menschen, mit subatomaren Partikeln eines Großbeschleunigers beschossen werden.

Der wissenschaftliche Erfolg des Schweizer Teilchenbeschleunigers CERN brachte vor mehr als zwölf Jahren eine Gruppe von Soziologen dazu, die vor etwa zwei Jahrhunderten entstandene Idee der ‚Physique Sociale‘ wörtlich zu nehmen,

und sie mit den neuesten technischen Möglichkeiten wieder aufleben zu lassen. Nach eigenen Aussagen legten sie Onlinefragebögen und digitale Diktiergeräte, ihre bisherigen Hochtechnologien, beiseite und studierten Beschleunigerphysik, spezielle Relativitätstheorie und Hochenergiephysik. Der Sprecher der Gruppe beschrieb damals deren ambitionierten Forschungsziele: „Das TSERN kann uns dabei helfen, die Grundlagen des sozialen Zusammenlebens zu entschlüsseln und dem Kitt zwischen den Menschen, dem was sie beisammen hält, auf die Schliche zu kommen. Durch Hadronenbeschuss werden wir versuchen, herauszufinden, ob das Zusammenleben von der sogenannten Noosphäre gesteuert, oder durch ein transpersonales Selbst bestimmt, oder ob die Menschen gar in Holons mitein-



ander verbunden sind.“ Daraufhin waren die Soziologen monatelang auf der Suche nach einer Ortschaft, die bereit war, in ein Labor verwandelt und aufwendig umgebaut zu werden: „Umgeben von einem riesigen Beschleunigerring und von einer transparenten Kuppel überdacht, die aus der Ferne sichtbar sein wird“, beschrieb es die Broschüre, mit der die Soziologen landesweit Gemeinderäte umwarben. Es wurde darin auch in Aussicht gestellt, dass „der ständige Partikelbeschuss eventuell auch positive Nebenwirkungen haben könnte, welche für das ein oder andere Individuum durchaus die negativen Belastungen aufwiegen könnte.“ Der Bürgermeister von E., einer verschlafenen Kleinstadt, die bisher nur regional durch ihre Korfballmannschaft Bekanntheit erlangte, sagte den Wissenschaftlern zu. Und zwar mit der interessanten Begründung, er habe „sonst schon alles probiert“ und selbst die „Idee mit dem Abschießen“ habe er

schon in ganz ähnlicher Weise gehabt. Noch in diesem Jahr soll in E. der Grundstein für den neuen Teilchenbeschleuniger gelegt werden.

TSERN in Betrieb genommen

Das TSERN, das teuerste terrestrische Forschungsprojekt aller Zeiten, wurde am Dienstag in Betrieb genommen. Während subatomare Partikel mit nahezu Lichtgeschwindigkeit auf E. emittiert werden, kennen allerdings nur wenige Eingeweihte die Hintergründe und wissen wie die Teilchenschleuder eigentlich funktioniert.

„Die Physik des letzten Jahrhunderts hat uns gelehrt“, erklärt ein Sprecher, „dass alles Energie ist, dass alles Feld ist, Interaktion und Transformation und, dass zwischen allem und allem anderen, diesem und jenem immer irgendeine relevante Beziehung



besteht.“ Wenn man aus diesem Geflecht dann etwas entnimmt, oder, wie es im TSERN geschieht, etwas herausschießt, etwa mit einem Proton, dann könne man „die Wechselwirkungen zwischen der Umwelt des Angeschossenen und dem Angeschossenen selbst beobachten und daraus Rückschlüsse auf die Eigenschaften der Dinge ziehen.“ Durch die Absauglöcher in der Kuppel, die den ganzen Ort überspannt, wird all das, was von den Teilchen getroffen wird, abgesaugt und durch ein engmaschiges Röhrensystem in eines der Hochreinlabors weitergeleitet. Dort werden die Objekte und Bruchstücke von einem Superrechner durch hochkomplexe Programme in handliche Daten verwandelt. Wie diese Umwandlung genau funktioniere und was mit den eingesammelten Gegenständen nach der Untersuchung passiere, wüssten die Experten leider nicht, denn sie seien „ausschließlich dafür zuständig, das Output des Superrechners in möglichst vielen Publikationen, in

möglichst hochrangigen Journalen, als möglichst sinnhaft und wichtig darzustellen.“ Die grundlegende Herangehensweise wie auch die Analysemethoden des TSERN sind denen in konventionellen Wissenschaftsbereichen also durchaus noch sehr ähnlich.

Zwischenfälle im TSERN

Seit Beginn der ersten Testreihe des TSERN gibt es Meldungen von Zwischenfällen. Die Einwohner von E. sind schockiert. Die Forscher erklären, wie es dazu kam und versprechen umfassende Verbesserungen.

Die Tatsache, dass im TSERN der soziale Zusammenhalt, also das ‚Zwischenschliche‘ erforscht wird, heißt leider ganz und gar nicht, dass ausschließlich ‚zwischen die Menschen‘ geschossen wird. Ganz im Gegenteil, denn Bewohner berichten, dass ihnen



die Hüte beim Spaziergehen vom Kopf geschossen wurden und daraufhin wie im Nichts verschwanden. Der Sprecher der Forschergruppe nahm dazu folgendermaßen Stellung: „Nun ja, das beweist erst einmal, dass sowohl der Teilchenbeschleuniger als auch die Absauganlage ordnungsgemäß funktionieren. Aus Sicherheitsgründen haben wir mit sehr großen Partikeln beginnen müssen, wodurch es zu genau diesen Zwischenfällen kam. Obwohl dabei ganz interessantes Videomaterial entstanden ist, sind Hüte und andere Accessoires nicht unser Hauptinteresse. Wir werden jetzt, nachdem die Warmlaufphase abgeschlossen ist, Schritt für Schritt, die Größe der Geschosse verringern. In der nächsten Phase ist eine Ruhemasse von 4600 Mega-Elektronenvolt vorgesehen.“ Darauf angesprochen, was denn in Zukunft, wenn die Teilchen kleiner sind, anstelle der Hüte getroffen werden würde, erklärte der Sprecher: „Die Verwendung ausrei-

chend kleiner Elementarteilchen wird es uns ermöglichen, die Gedanken und Gefühle der Leute in E. zu erreichen, also zu treffen. Rein technisch gibt es weder für die verwendeten Teilchen noch für uns Forscher einen Unterschied zwischen Gefühlen, Gedanken und Hüten. Rein praktisch wird es uns allerdings die Arbeit erheblich erleichtern, da es der Bevölkerung dann schwerer fallen wird, ihre Verluste bei uns anzumelden, sowie sachlich begründete Entschädigungsforderungen an uns heranzutragen.“ Die Möglichkeiten der Forschung und der Erkenntnisse auf diesem Gebiet sind schier unbegrenzt. Ein ganz alltägliches Beispiel des Sprechers gibt schon Aufschluss: „Ein Mann, nein, eine Frau denkt gerade daran, später noch die Blumen im Wohnzimmer gießen zu wollen. Plötzlich wird, sei es zufällig oder gezielt, dieser Gedanke von einem unserer Elementarteilchen mit beinahe Licht-



geschwindigkeit abgeschossen und entfernt. Von Resultaten dieser Art, kann die Menschheit lernen, mit mangelnder kollektiver Erinnerung und Diskontinuität sozialer Prozesse besser umzugehen." Von der Wirkung dieses Beispiels überzeugt, fügt der Nuklearsoziologe ein weiteres Szenario an: „Nehmen wir ein frisch verliebtes Paar und das emotionale Gewimmel zwischen ihnen. Hier einzelne Gefühle zu extrahieren, bedarf keinerlei Präzision und selbst das ganze Band der Liebe, wenn sie so wollen, ist früher zerschossen als man glauben mag. Gemessen an den Erkenntnissen, die wir dadurch erhalten können, ist das ein verschwindend kleiner Aufwand für uns.“ Auf ein Teilprojekt des TSERN, das einen enormen finanziellen Anreiz für die Erforschung des Beschusses von Gedanken und Gefühlen darstellt, machte ein unbekannter Informant aufmerksam: „Wenn man das sogenannte Gottesteilchen, das im CERN gefunden wurde, im TSERN nun

auch beim Menschen nachweisen und isolieren könnte, dann hätte man vielleicht einen alternativen Zugang für die gegenwärtigen politischen Probleme. So könnte man die völlig harmlosen Elementarteilchen militärisch einsetzen, um den religiösen Fanatismus aus den davon betroffenen Individuen zu extrahieren.“ Dann müsste man den Großbeschleuniger aber noch in ein mobileres Format übertragen.

TSERN bezieht Stellung zu Betrugsvorwürfen

Nachdem verschiedene Quellen berichteten, dass außer den ‚Primärobjekten‘ auch sogenannte ‚Sekundärobjekte‘ im TSERN getroffen und abgesaugt wurden, gab es erneut Aufruhr in E. und Rechtfertigungsdruck bei den Forschern.

In der Öffentlichkeit wurden die Stimmen, die meinten, dass in der Absaug-



anlage des TSERN nicht nur massenhaft Hüte, sondern auch jede Menge Toupets lagern würden, immer lauter. Dies bestätigte ein Sprecher des TSERN und erklärte: „Sekundärobjekte sind all die Dinge, die sich mit lösen können, wenn etwas von einem Teilchen getroffen wurde. Interessanter als der Zusammenhang – also ganz wörtlich verstanden – von Hüten und Toupets, ist allerdings jener zwischen verschiedenen Gedanken oder Gefühlen. An vielen Gedanken werden sich auch Spuren anderer Gedanken finden lassen, und bei Energien von mehr als 150 Tera-Elektronenvolt wird es auch möglich sein, ganze Netzwerke von Gedanken und Gefühlen einzufangen.“ Fände man im Auffangsieb des TSERN, zum Beispiel, den Gedanken, den Briefkasten noch leeren zu wollen gemeinsam mit dem, die Blumen noch gießen zu wollen, dann bewiese dies einen intrinsischen und wesenhaften Zusammenhang zwischen beiden Aktivitäten. Dann ging der Sprecher wieder zum Bei-

spiel der Verliebten über: „Wenn wir genug darüber wissen, welche Sekundärobjekte am Verliebtsein mit dranhängen, könnten wir herausfinden, wie es verstärkt oder abgeschwächt werden kann.“ Speziell für die Paare in E. erklärte er: „Das Gehirn bietet ein unerschöpfliches Reservoir derartiger kurzlebiger Dinge. Sie, also Gedanken und Gefühle, verhalten sich wie invasive Pflanzen, und besitzen eine sehr hohe Reproduktionsfrequenz. Und da sie beliebig substituierbar sind kommt es wirklich nicht darauf an, ob man jede Minute ein paar davon verliert.“

Migrationsbewegungen im TSERN

Weil sie den ständigen Beschuss mit hochenergetischen Teilchen, die Bremsstrahlung und auch die 25 Tesla der Ablenkmagnete nicht mehr länger aushalten, verlassen viele Einwohner von E. ihren Wohnort.



„Es gab ziemlich viel Frust und Wut unter den Bewohnern in letzter Zeit“, berichtet ein Sprecher des TSERN. „Einige hatten sogar mutwillig Objekte in unsere Absauganlagen geworfen, wodurch wir erhebliche Schwierigkeiten bei der Zuordnung und allerhand unverwertbare Daten erhielten.“ Es sei den Forschern deshalb lieber, dass diese Fortschrittsverweigerer abwandern, als dass sie weiterhin die hochempfindlichen Messinstrumente verunreinigen. Um einen völligen Leerstand von E. abzuwenden und das Weiterbestehen des TSERN nicht zu gefährden, haben die Forscher mit dem Bürgermeister schon einen Plan für die Zukunft entworfen. Obwohl der Sprecher des TSERN sagte, diese Pläne wären streng geheim, hat uns der Bürgermeister erklärt, dass er der rapiden Abwanderung eine landesweite Werbekampagne entgegenstellen wolle, mit der gezielt Flüchtlinge angelockt werden sollen. Es werden sich aber auch weitere Wissenschaftler im

TSERN einquartieren. Ein Team von Biologen hat seinen Einzug folgendermaßen erklärt: „Da die geschossenen Partikel alles treffen können, inklusive Nukleinsäuren, ist E. ein optimaler Spielplatz für Mutationen aller Art.“ Ein zugezogenes Team von Medizinern kommentierte seinen Entschluss damit: „Die Krebsforschung profitiert davon, dass die ständige Partikelbestrahlung das Wachstum bestimmter Krebszellen verlangsamt, bzw. auch davon, dass sie das Wachstum anderer Krebsformen beschleunigt.“ Der Bürgermeister von E., dem die erste Hälfte dieser Aussage ausreichte, hat deshalb jetzt auch die Prädikatisierung seiner Gemeinde als Kur- und Erholungsort beantragt.

Wieder bahnbrechende Ergebnisse aus dem TSERN

Nach Jahren der Forschungsarbeit meldeten die Soziologen des TSERN gestern



gleich mehrere bahnbrechende Ergebnisse.

Nach jahrelanger Suche haben die Forscher, laut ihrer gestrigen Publikation, unter den Bewohnern von E. „nichts Individuelles gefunden, also nichts, was nicht noch in viel kleinere Bestandteile hätte zerlegt werden können.“ Man könne deshalb, wenn es um Soziales geht, „vorerst nicht mehr von Individuen und Individualität sprechen.“ Außerdem haben sie die Methode der teilnehmenden Beobachtung weiterentwickelt und sie die ‚teilchengebende Beobachtung‘ getauft, welche die soziale Gemengelage aus Sicht der auftreffenden Teilchen zu verstehen versucht. Weiterhin haben die Forscher mit fünf Sigma feststellen können, dass „gemeinsame Sorgen, Wünsche und Erinnerungen das einzige sind, was Menschen miteinander teilen, ergo, was sie untereinander verbindet.“ Denn nachdem eine Vielzahl von Einwohnern

durch Teilchenbeschuss völlig von ihren Sorgen, Wünschen und Erinnerungen – ihrer sogenannten SWE-Basis – befreit und gereinigt wurden, war bei ihnen anhaltend keinerlei Motivation zu sozialer Zuwendung beobachtbar. Trotz dieser beeindruckenden Erkenntnis ist der Leiter des Teams nicht zufrieden: „Das kann einfach nicht alles sein, denn Menschen können ihre SWE-Basis nur mit einer relativ kleinen – einer zu kleinen – Menge anderer Menschen teilen, als dass allein daraus gesellschaftlicher Zusammenhalt entstehen könnte.“ Außerdem würden sich Sorgen, Wünsche und Erinnerungen „innerhalb einer Gesellschaft viel häufiger widersprechen, als dass sie sich ähneln. Doch vielleicht“, so fügte er hinzu, „ist Gesellschaft nur eine Form von Materie wie jede andere auch; eine, für die die Erkenntnisse der Quantenmechanik gelten. Dann wäre es nämlich so, dass auch der größte



Teil der Gesellschaft, genau wie der eines Atoms, aus Lücken, Leerstellen und Zwischenräumen besteht. Demzufolge könnte es sein, dass genau diese Lücken und das Nichts in ihnen Gesellschaft zusammenhalten." Vielleicht war aber auch die gesamte Fragestellung von Anfang an falsch, findet zumindest ein Aussteiger des TSERN, der mittlerweile zum Besitzer der größten Streuobstwiese in E. avanciert ist: „Meiner Meinung nach werden Äpfel und Birnen nur durch den Erntekorb zusammengehalten, in den man sie legt.“

Führungswechsel im TSERN

Die Soziologen geben die wissenschaftliche Leitung des TSERN an die Mediziner und Biologen ab und beginnen stattdessen, Forschungsstudien über genau deren Verhalten, sowie über das der Kurgäste und der sogenannten ‚Gäste‘ mit Migrationshintergrund.

Ein Sprecher der Sozialphysiker bewertete die neuesten Entwicklungen im TSERN als überaus einzigartig: „Die zugezogenen Flüchtlinge haben den gesamten Kurbetrieb übernommen, während Kurgäste und Wissenschaftler nur noch mit sich selbst beschäftigt sind.“ Dass es den Kurgästen dennoch gut geht, belegt eine Studie der seit kurzem im TSERN forschenden Psychologen. Diese haben festgestellt, dass man „in Bad E. viel sorgenfreier als anderswo lebt und dass Depression hier viel schneller als irgendwo sonst geheilt werden kann.“ Ausgangspunkt für diese Untersuchung war die Beobachtung, dass viele Kurgäste stundenlang direkt vor dem Blei-Ionen-Emitter standen und ihren Kopf hineinhielten. Daraufhin wurde tatsächlich bewiesen, dass während dieses Zeitvertreibs deren ‚Down-Quarks‘ und ‚Anti-Up-Quarks‘ neutralisiert wurden. „Der Emitter teilt die Sorgen der Menschen viel effizienter,



als die besten Freunde dies jemals könnten", sagte einer der zugezogenen Psychologen. Zusätzlich findet eine energetische Aufladung der Kurgäste von bis zu 18.000 Bovis-Einheiten statt, die durch den Beschuss mit sogenannten ‚Charm-Quarks‘ ausgelöst wird. Unser Kontaktmann im TSERN, der neuerdings eng mit den Psychologen zusammenarbeitet, hat uns über deren weitere Pläne unterrichtet: „Da die Absauganlage des TSERN seit Monaten chronisch verstopft ist, kann

man hier zwar nicht mehr viel über die Menschen herausfinden, doch kann man sie, beziehungsweise können sie sich selbst so zurechtstutzen und zurechtschießen, wie man sie gern haben will, bzw. wie sie sich selbst gern hätten. Welches von beidem letztendlich stattfindet, also ob dabei eine freie Wahl vorliegt, bzw. ein Mitspracherecht, ist allerdings eine Frage des Geldes.“



Der Ausländer als Krankheit

SEITE 46

Fabian Bross, München

Der nachfolgende Text wurde auf der Veranstaltung „Großer Tag der jungen Münchner Literatur“ (24.01.2015) vorgelesen.

Teil I: Eine Geschichte schreiben oder einen Essay oder etwas anderes

Ich sitze im Bus, den Rücken durchgestreckt, so dass ich den Sitz nicht berühre. Ich sitze im Café, trommle mit dem Stift auf der Marmorplatte des Tisches herum. Ich sitze im Büro und spiele mit den Füßen an den zahllosen Kabeln, die in den Computer hinein- oder hinausführen. Ich sitze im Bus, im Café, im Büro und denke über die Ideen nach, die ich für die Geschichten habe, die ich beim „Großen Tag der jungen Münchner Litera-

tur“ vortragen könnte. Es sind viele Ideen, ein paar gefallen mir wirklich gut.

Ich sitze im Bus und lese auf meinem Handy die neusten Nachrichten und Kommentare bei Facebook, ich sitze im Café und studiere die Zeitung, ich sitze im Büro und unterhalte mich mit meinen Kollegen über das, was gerade in Deutschland passiert. Dann lese ich im Internet einen Artikel eines Mädchens, das sich Linh nennt und sich selbst als „Person of Color“ aus Dresden bezeichnet. „Pegida zeigt uns den Rassismus in der lautesten, krassesten Form und sie sind auch noch stolz darauf“, schreibt sie und: „Liebe Leute, lasst uns laut und aktiv werden und den Leuten sagen, dass Rassismus ein Riesenproblem ist und es schlimmer



wird. Die einzige Möglichkeit, wie wir damit umgehen können, ist, alle Menschen dazu zu bringen, sich differenziert damit auseinanderzusetzen. Rassismuskritische Bildungsarbeit!" Wobei ich allerdings nicht weiß, ob der Rassismus wirklich mehr wird oder ob er nicht nur einfach wegen PEGIDA gerade stärker an die Öffentlichkeit gelangt als sonst.

Ich sitze im Bus, sitze im Café, sitze im Büro und schließlich liege ich im Bett, denke über meinen Text nach und beschließe einen Essay und doch keine Geschichte zu schreiben. Das ergibt Sinn, denn schließlich lese ich hier als Vertreter von „Das Prinzip der sparsamsten Erklärung“, eines Magazins, das sich selbst als „Zeitschrift für Literatur und Essayistik“ bezeichnet. Obwohl die Thematik schnell gefunden ist, scheitert der Versuch einen Essay zu schreiben. Dennoch wird es ein nicht-fiktionaler Prosatext.

Teil II: Ein schmutziger Farbton

Mein Vater war schwarz. Also nicht richtig schwarz, sondern eher ein dunkler Typ, braun vielleicht oder noch besser: Bronze. Ich weiß, dass man mir das nicht ansieht und in meinem Stammbaum väterlicherseits finden sich bis ins 17. Jahrhundert hinein nur Schwaben, aber ich sage dennoch die Wahrheit, wenn ich sage: Mein Vater, mein leiblicher Vater war schwarz. Oder eben bronzefarben. Interessanterweise ist diese Tatsache erst in mein Bewusstsein gerückt, als ich begann, mich mit der Thematik meines Essays – oder was eben daraus geworden ist – zu beschäftigen. Das ist seltsam, denn die Hautfarbe eines Menschen ist nicht eben etwas unauffälliges. Aber vielleicht sind die Dinge, die man ein halbes Leben jeden Tag direkt vor Augen hat, einfach nicht sehr augenfällig.



Es sind drei Männer, die wohl unterschiedlicher nicht sein könnten, die etwas damit zu tun haben, dass mein Vater ein Schwarzer, dass mein Vater ein Ausländer war: Thomas Addison, John F. Kennedy und Osama bin Laden.

1855 sitzt Thomas Addison in seinem Büro in London und schreibt den letzten Satz eines Buches. Er beschreibt den Fall eines gewissen William Godfrey, der erst kürzlich in einem Londoner Krankenhaus verstorben war und in dessen Akte steht: „the patient's face presented a dingy hue“, also etwa: „das Gesicht des Patienten hatte einen schmutzigen Farbton.“ Thomas Addison, also nicht der berühmte Thomas Alva Edison aus den USA, der Erfinder der Glühbirne, sondern Thomas Addison aus Großbritannien mit A und Doppel-D, sitzt 1855 in seinem Büro in London und beschreibt den Fall eines schwarzen Mannes, der angeblich an Krebs starb.

Mein Vater war weiß. Also mein leiblicher Vater. Mit 16 wurde mein Vater, dessen Vorfahren bis ins 17. Jahrhundert aus dem Schwäbischen kamen, plötzlich dunkel. Es ist genau jener Morbus Addison, der auch zum schmutzigen Farbton des Londoner Patienten geführt hatte. Heute spricht man auch von der Bronzekrankheit, eine Krankheit, an der auch zwei Menschen litten, die zu Lagern gehörten, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Wenn man sich Bilder von John F. Kennedy ansieht, kann man erkennen, dass er immer aussah, als komme er gerade aus dem Solarium. Und bei Osama bin Laden ist uns aufgrund seiner Herkunft der dunkle Hautton sowieso nie als etwas Besonderes aufgefallen.

Teil III: Worüber ich eigentlich schreiben wollte

Karen Kethlocket, 47 Jahre alt, lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Töch-



tern in Stafford in den West Midlands in England. „Oft fragen mich die Leute, woher ich komme und sagen, ich sei Ausländerin“, sagt Karen Kethlocket in die Kamera eines Filmteams der University of Central Florida. Ich zeige den Film meinen Studierenden, wenn es um die kognitive Verarbeitung von Sprache geht. Meistens muss ich ein bisschen lachen, wenn ich Karen Kethlocket so reden höre. Heute aber muss ich nicht mehr lachen. Nicht nach all den Dingen, die mir in den letzten Wochen durch den Kopf gegangen sind. Karen ist besorgt, wütend und traurig. „I’m from Stafford“, sagt sie. Tatsächlich ist sie in Stafford aufgewachsen, mit Englisch als einziger Sprache und sie war auch nie länger im Ausland. Dennoch sagt sie „I’m from Stafford“, als würde sie aus Russland kommen.

Im März 2006 bekommt Karen starke Kopfschmerzen. In den nächsten vier Tagen

verschlechtert sich ihr Zustand zusehends, bis sie nicht einmal mehr sprechen kann. Im Krankenhaus diagnostizieren die Ärzte eine zerebrale Vasculitis, also eine Entzündung der Gefäße im Gehirn. Nach und nach kehrt ihre Sprache zurück, doch spricht sie nicht mehr so, wie sie es früher getan hat.

Seit ihrer Entdeckung im 19. Jahrhundert sind nur etwa 100 Fälle dieser extrem seltenen Erkrankung dokumentiert worden, die man „foreign accent syndrom“, zu Deutsch „Fremdsprachen-Akzent-Syndrom“, nennt. Belegt sind zum Beispiel Fälle von Engländern, die wie Spanier oder Norweger klangen, die nur versuchten, Englisch zu sprechen, oder der eines Belgiers, der für einen Marokkaner gehalten wurde. Ein Norweger, der tragischerweise im 2. Weltkrieg durch ein deutsches Bajonett am Kopf verletzt wurde, sprach plötzlich, als käme er aus Deutschland.



Karen Kethlocket schaut in die Kamera, den Tränen nahe. Sie kann nicht begreifen, dass eine kleine Verletzung ihres Gehirns dazu geführt hat, dass sie alle für eine Fremde halten.

Teil IV: Was ich mir wünsche

Ich wünsche niemandem, dass er krank wird. Wirklich niemanden. Ich wünsche auch niemandem, dass er das Land, in dem er lebt, verlassen muss, weil er - oder sie - dort Angst um sein Leben haben muss, weil es dort Krieg gibt, keine Arbeit oder nichts zu essen oder zu trinken. Ich wünsche mir nur, dass die Menschen erkennen, dass wir alle plötzlich unfreiwillig Fremde sein können. Nicht nur, weil wir nicht dort sind, wo wir aufgewachsen sind, sondern manchmal auch, weil wir nicht so sind wie die anderen. Zum Beispiel eben, weil wir krank sind. Oder aus vielen anderen Gründen.



Felix Bonke, München

Der nachfolgende Text wurde auf der Veranstaltung „Großer Tag der jungen Münchner Literatur“ (24.01.2015) vorgetragen.

„Theresienwiese, Endstation“, sagt der Zugführer der U-Bahn-Linie U4, „bitte alles aussteigen.“ Ich höre ihn nicht, ich habe meinen iPod im Ohr. Aber ich weiß, dass er genau in dieser Sekunde exakt diese Worte spricht. Ich kenne die Linie U4.

Mechanisch stelle ich mich an den Bahnsteig und warte, dass der Zug abfährt. Ich muss mit der nachfolgenden U5 noch eine Haltestelle weiter fahren. Wenige Meter schräg vor mir sehe ich ein Ehepaar mittleren Alters, das in der U-Bahn sitzengeblieben ist. Offensichtlich haben sie die Durchsage nicht gehört. Alles, was ich jetzt tun muss-

te, ist fünf Schritte gehen, an die Scheibe klopfen und den Herrschaften andeuten, dass sie hier auszusteigen hätten. Doch ich entschieße mich dagegen. Stoisch beobachte ich, wie die Türen sich schließen, und die zwei Menschen inmitten eines völlig leeren Zuges im Tunnel verschwinden.

Ich habe schon viele Leute in diesem Tunnel verschwinden gesehen. Nicht wenige von ihnen hätte ich davor bewahren können. Aber meine Hilfsbereitschaft ist stimmungsabhängig. Meistens bin ich nicht in der Stimmung. Und heute schon gleich gar nicht.

Ich stehe am Bahnsteig und denke darüber nach, wer wohl das großartige Wort „fuck“ erfunden hat. Fuck entstammt dem angloamerikanischen Sprachraum, erfreut sich aber staatenübergreifend wachsender Popularität. Es ist un-



übersetzbar, längst losgelöst von seiner ursprünglichen sexuellen Konnotation und füllt die im Deutschen lange vakante Stelle eines Klagerufes aus, der die Unzufriedenheit mit den Dingen auf den Punkt bringen soll, aber nicht so pathetisch und weichlich klingt wie „weh“ oder „ach“.

Fuck, denke ich. Fuck Mitmenschen! Fuck Frauen! Fuck Welt! Und fuck ich selbst, weil es immer wieder die gleichen eigenen Schwächen sind, die einen daran hindern, dem Lauf seines Lebens die richtige Richtung zu verpassen.

Ich pausiere die Musik und suche auf meinem iPod ein Lied, das zu meiner Stimmung passt. Irgendwas von Rage Against The Machine, oder Eminem oder 50 Cent. Irgendwas jedenfalls, wo Fuck vorkommt. Dabei höre ich auf dem anderen Gleis die Durchsage des Zugführers.

„Sagns amoi: Verstengan Sie des Wort ‚zurückbleiben‘ ned? Dann kaufans sich an Duden und schauns nach!“

Ich wende mich um und und sehe, wie ein Anzugträger in einer Schiebetür der U-Bahn eingeklemmt ist und sich nicht aus eigener Kraft befreien kann. Die Türen öffnen sich erneut und der Mann stolpert hinein. Ohne lange zu überlegen schlüpfe ich auch in die U-Bahn.

Es ist die entgegengesetzte Richtung, doch das macht mir nichts aus. Ich fühle instinktiv eine Seelenverwandtschaft mit dem U-Bahnfahrer. Außerdem möchte ich nicht nach Hause. Dort wartet meine Freundin. Und in meiner jetzigen Verfassung ist Streit vorprogrammiert. Mal wieder.

„Hammas dann endlich?“, sagt der U-Bahnfahrer am Hauptbahnhof bevor er die Türen schließt. Sein Tonfall ist gereizt, undiplomatisch, authentisch. Ich bewundere ihn für seine offen ausgelebte Aggression. Während ich immer nur alles in mich hineinfresse, lädt er seinen Zorn einfach auf seinen Mit-



menschen ab. Es ist seine Art, Fuck zu sagen.

Vielleicht sollte ich die Dinge auch einmal klar ansprechen. Endlich zu Manuela hingehen und sagen: „Schatz, wir müssen reden!“ Oder vielleicht besser ohne „Schatz“? Ich habe dieses Gespräch so oft in Gedanken durchgespielt und nie hat es einen guten Ausgang genommen.

Aber einfach weitermachen wie bisher und vorgeben, es sei alles okay? Dann lieber gleich sterben. Ich komme mir vor wie der Held eines klassischen Dramas an der tragischen Gabelung seines Schicksals: Linker Weg - Fuck, rechter Weg - Fuck, stehenbleiben - Doppelfuck.

Max-Weber Platz: „Sie da, wozu machen mir eigentlich an Fahrplan? Jetzt nehms die Finger weg von der Tür und kumms as nächste Mal pünktlich!“

Irgendwas in seiner Stimme sagt mir, dass der Fahrer Rudi heißt. Rudis konfrontative Art inspiriert mich immer mehr. Das ist München, wie ich es liebe

und wie es Fremde, die ihr Glück in dieser Stadt suchen, oft verschreckt. München empfängt einen nicht warmherzig, seine Bewohner sind schweigsam und scheu und eifern einem großen Ziel im Leben nach: Ihre Ruhe zu haben. Manche nennen es Arroganz und ziehen hier wieder weg. Andere nennen es Toleranz und genießen es, dass man hier lebt und leben gelassen wird. Sobald dem Münchener jedoch etwas gegen den Strich geht, sobald er den geregelten Ablauf der Dinge in irgendeiner Form bedroht sieht, ist es vorbei mit seiner Zurückhaltung, und er trägt seine Meinung mit ungeschminkter Direktheit vor.

Eigentlich, denke ich mir, bin ich doch auch seit langem ein Münchener. Eigentlich müsste ich doch das klare Verbalisieren von Konfliktsituationen längst verinnerlicht haben. Eigentlich müsste ich doch sofort zu Manuela hingehen und ihr sagen, dass ich



diesen Schmarrn mit dem Erwachsenwerden nicht mitmache, vor allem nicht ihre Idee, gemeinsam erwachsen und gemeinsam alt zu werden. Zugegeben, wir sind so lange zusammen, da wäre es nur konsequent, sie zu heiraten. Aber der Mensch ist kein mathematischer Beweis und nicht alles, was konsequent ist, deckt sich mit dem, was man tatsächlich will.

Was habe ich denn im Optimalfall zu erwarten? Glück, werden viele antworten. Aber Glück, was soll ich denn mit Glück? Glück ist doch total überbewertet. Außerdem bin ich doch noch viel zu jung, um schon glücklich zu sein. Und wer sagt mir überhaupt, dass sie es ist, mit der ich glücklich werde, Manuela, und nicht dieses reizende Wesen, das mir da in der U-Bahn gegenüber sitzt. Pferdeschwanz, luftige Bluse, jung, rassig und schön. Ich lächle ihr zu. Sie ignoriert mich. Aber das entmutigt mich nicht.

Wir sind in München, da kennen Frauen nur diese eine Art und Weise, auf Flirt-

versuche zu reagieren. Egal, ob sie Interesse haben oder nicht. Ich bin Optimist und nehme an, dass sie mich will.

Ich stelle mir vor, wie ich mit ihr schlafe. Der Sex ist tadellos. Besser als mit Manuela. Obwohl ich ihn mir bloß vorstelle. Ein weiteres Argument gegen die Ehe. Wie soll das denn dauerhaft gutgehen, wenn der Sex schon jetzt mit anderen Frauen besser ist. Prinzregentenplatz. Zwei Kontrolleure betreten die U-Bahn. Ich sehe, wie das Mädchen mir gegenüber kreidebleich wird. Kein Zweifel, dass sie kein Ticket hat. Ich werde zuerst nach meinem Fahrschein gefragt. Obwohl ich genau weiß, wo ich meine Isar-Card verstaut habe, krame ich hektisch in meinem Rucksack.

„Irgendwo muss das verdammte Ding doch sein!“ sage ich zum Kontrolleur. Der ist sichtlich genervt und zieht seinen Block hervor. Ich diskutiere noch



ein bisschen mit ihm herum, bis wir die Haltestelle Richard-Strauss-Straße erreicht haben.

„Ach, vielleicht habe ich das Ticket ja in meinem Geldbeutel... Tatsächlich!“ Ich zeige dem Kontrolleur meine Isar-Card. Stinksauer lässt er von mir ab und will sich dem Mädchen zuwenden. Doch die ist längst ausgestiegen. Vom Bahnsteig winkt sie mir zu und schenkt mir ein gleißendes Lächeln. Sie hat gemerkt, dass ich die Zeit nur für sie geschunden habe.

Leider habe ich keine Gelegenheit, daraus Kapital zu schlagen und ihre Nummer zu erfragen. Aber eigentlich brauche ich die auch gar nicht mehr. Ich habe sie ja schon flachgelegt.

Am Arabellapark dreht die U-Bahn wieder um. „Zurückbleiben, hob ich gsagt“, be-pöbelt Rudi noch ein wenig die Leute, dann geht es wieder Richtung Theresienwiese.

Ich bin jetzt regelrecht euphorisch. Seit Jahren habe ich nicht mehr geflirtet und nun habe ich eine *Münchener* Frau in der *U-Bahn* zum *Lächeln* gebracht. Das ist, wie auf dem Roten Teppich vor dem Kodak Theatre die oscarnominierte Hauptdarstellerin anzuquatschen und sie zu überzeugen, an Ort und Stelle mit dir durchzubrennen. Mein lange geschundenes Selbstvertrauen hat auf einmal babylonische Ausmaße angenommen. Ich stehe auf und tanze ein bisschen mit einer Haltestange im Stehbereich. Jedesmal, wenn eine schöne Frau an mir vorbeigeht, neige ich mich ihr zu und ziehe die Augenbrauen nach oben. Die Frauen behandeln mich wie Luft, natürlich. Aber ich weiß, dass ich sie am Ende alle haben könnte, wenn ich mich nur ein bisschen bemühte.

Jetzt ist mir endgültig klar, dass ich mich trennen werde von Manuela. Ein Mann wie ich, dem die Herzen der Mäd-



chen so leicht zufliegen, ist viel zu schade für die Ehe.

Meine Entschlossenheit ist gigantisch, das Gefühl der Befreiung so groß, dass ich mich in einen geradezu manischen Zustand hineinsteigere. Jedes Mal, wenn der U-Bahn-Fahrer einen übermotivierten Passagier anschnauzt, kommentiere ich dies laut mit.

„Recht hast du Rudi! Zurückbleiben soll dieses Pack! Und das nächste Mal den Fahrplan lesen!“

Die Leute um mich herum starren mich irritiert an. Doch nichts kann mich mehr aufhalten. Ich bin der König der Welt. Dann höre ich auf einmal: „Nächster Halt: Theresienwiese, Endstation. Bitte alles aussteigen“.

Der Zug hält an, die Passagiere treten nach draußen. Nur ich bleibe wie angewurzelt stehen und starre auf die offene Türe. Das kann doch nicht so schwer sein, denke ich. Aussteigen, heimgehen,

dein Leben in Ordnung bringen. Worauf wartest du noch?

Doch schnell wird mir klar. Ohne Rudi, meinen Spiritus rector stehe ich das nicht durch. Was also tun? Rudi mit nach Hause nehmen? Manuela in die U-Bahn bestellen? Weiterleben wie bisher? Alles, was von meiner Aufbruchsstimmung in meinem Kopf übrig ist, ist ein riesengroßes Fuck.

Apathisch setze ich mich hin. Eine ältere Dame klopft an die Scheibe neben mir und versucht mich zum Aussteigen zu bewegen. Doch ich schenke ihr keine Beachtung. Die Türen schließen sich, der Zug fährt an, und ich verschwinde im Tunnel der Theresienwiese in eine ungewisse Zukunft.



Ken Merten, Hildesheim

*Nicht jeder kann seine
Schnitzer essen.*

William Faulkner (Als ich
im Sterben lag)

Der einst angesehene, von Kolleginnen und Kollegen geschätzte, von der Studentenschaft angehörte, von mancher Studentin schweigend zur Verführung gedrängte Dozent der Kultur, des Geschriebenen und manchem Gesagten an der hiesigen Universität, blieb nach einigen Ausrutschern vor langen Jahren, die ihm nach sich ziehend Stelle und Einkommen, aber auch alle Popularität raubten, eine kleine Anstellung im größten Betrieb des Landes: Fußvolkling des Arbeitslosenheeres und nichts drunter! Derart enttäuscht von seiner neuen Betätigung, dem Abgang aller alten Felle und den neuen Bezügen: der Wohnung, die

an Stelle seines privaten Häuschens rückte, der Verkauf seiner umfangreichen Bibliothek zur Tilgung von allerlei Schulden, der integritätslosen Funktion seiner erbuckelten Sekundärwerke (statt in den Listen der zu lesenden Lektüre der Sommer- und Wintersemester, wuchs Gras drüber in den Kellern des Instituts; Studentinnen und Studenten höheren Semesters sollen sogar Kommodenbeine abgetreten haben, um die Schinken darunter zu klemmen). So hatte sich der Dozent a.D. etwas in den Branntwein verliebt, ein Laster, das nicht nur Freunde und Familie als Schwäche auslegten, sondern übrigens auch er selbst; drauf angesprochen, zögerten seine einst ihm positiv, ja fast hörig gewogenen Bekannten nicht, mit Missmut im Blick und garsartigen Phrasen zu reagieren, hatte er

.....

doch seinen Verwandten im Gram über den Statusverlust die ihm dargereichte Hand weggeschlagen; seine Freunde, allesamt Schöngeister und Intelligenzler wie er, taten ihn schnellstmöglich damit ab, seine Theorien seien doch nur stümperhafte Spuckerei in großen Bögen gewesen (das erkannten sie nun) und widerlegt wären sie schließlich auch schon seit Längerem und bis auf den letzten Iota. Das zeigten selbst die stümperhaftesten Online-Rezensionen.

So missmutig, vereinsamt und umgesiedelt, ließ sich der ehemalige Hochschullehrer im Dümpeln, Meckern und Trinken gehen, allein auf der fleckigen und eingedrückten Couch soff er sich einen Affen an, vor sich einen alten Röhrenapparat und ein Stapel Bücher, die er nicht veräußern konnte (zu exotisch oder abgenutzt und fleckig) und sie darum aus Verdruss längst nicht mehr angerührt hatte, stattdessen das TV-Gerät ob der darin flimmernden Polit-

Talkshows anherrschte, nur um noch mehr Durst zu bekommen. Erst Mitte des Monats, hatten ihn viele solcher Aufreger bereits dazu angehalten, nahezu die gesamte kleine Stütze aufzubrauchen. Eine platte Diskussion stupider Marionetten, dachte er sich; und: Eine komplette Steuerverschwendung! Und was bekomme ich? Wie soll ich mit dem Bisschen rumkommen, während die hier darüber streiten, wie hoch die Diätenaufstockung aussehen soll!? In Rage gebracht, trank er noch mehr und merkte, wie die Flasche leerer und schließlich leer wurde - Zeichen für ihn, zu Bett zu gehen. Diesmal schwor er sich aber eines: Morgen würde er der Universitätsbibliothek einen Besuch abstatten; denn dort liegen noch Exemplare seiner letzten beiden Publikationen. Er wollte sie entwenden, dann behalten oder entsorgen - ganz gleich, Hauptsache: Sie den Fängen dieser kruden, undankbaren Welt ent-

.....

reißen, denen, die sein Wissen nicht zu schätzen wissen, entreißen!

Den andern Morgen, wie trübe und missstimmig er auch war, erinnerte er sich seines Versprechens sich selbst gegenüber, warf den weiten Mantel, einen Trenchcoat, über sich und entstaubte seinen Aktenkoffer – beides, um die Bücher verbergen zu können und, mit etwas Geschick und ausreichend langem Finger, nach Hause bringen. Vor dem Bibliotheksgebäude jedoch angekommen, erinnerte er sich: Die Hausordnung! Jacken und Taschen sind in Fächern zu verschließen und dürfen nicht mit in den Bereich der Bücherregale genommen werden! Ein Hindernis, doch kein vereitelndes: Denn er hatte ja einen Gürtel in der Hose, den zu weiten ihm mittlerweile keine Probleme bereiten dürfte; so wollte er das Diebesgut einfach in die Hose stecken, festzurren und so an seine rechtmäßigen Besitztümer gelangen. Wäre doch gelacht, dachte er, sie würden mich wegen

so einer schnöden Lappalie davon abhalten, mir zu holen, was mir zusteht! Geier und Scheißdiebe. Kein' Anstand im Wanst...

Den Vorsaal wehenden Mantels betretend, an der gelangweilten Security und hungernden Studentinnen und Studenten vorbei, vor eine Reihe freier Schließfächer getreten, überfiel ihn dann der nächste, seine Pläne erschütternde Schlag: Als Pfand verlangt die Leitung der Universitätsbibliothek eine Euro-Münze, die eingeworfen wird, bevor der Schlüssel gezogen werden kann. Bitte keine Einkaufs-Chips! (Bei Zuwiderhandlung trägt der Schließfach-Nutzer die Kosten eines Aufbruchs des Faches durch einen angeforderten Schlüsselservice – zur Gänze!) Und er zückte seine Börse, zählte die fünfundachtzig Cent ab, die er noch hatte (für den laufenden Monat wohlgemerkt), dachte an die Tüte Nudeln und die Reispackung über der Spüle, packte sich aus der

Bibliotheksaula, wetzte in den nächsten Supermarkt, legte Bierflaschen und Kupfermünzen vor der Kassiererin ab und floh in seine kleine Wohnung zurück, wo er Mantel und Tasche in eine Flurecke knautschte, um hastig die world news anzuknipsen und sich, wenn nicht ganz scheckig zu plörren, so doch wenigstens genügend anzuleiern.

Was geht mich das noch an?, dachte er sich dabei, griff nach der ersten Hülse, damit die ihn bestätigte.

3 Prosaminiaturen

SEITE 61

Jonis Hartmann, Hamburg

Wenn Hasen hassen

Auf der Verkehrsinsel läuft es rund. Nur heute nicht, da stehen sie alle in einer Reihe, blecken die Zähne und starren von ihrem Uferkantstein herab. Sie warten auf das Signal. Wenn es so weit ist, wird der Verkehr aber nicht ihretwegen unterbrochen sein. Sondern weil sich von einem Moment auf den anderen viele Menschen von oben abseilen, die kurzen Prozess machen mit den rammelnden Ideen, die auftauchen, wo sie längst totgeglaubt waren. An den Autos kann man schon von weitem erkennen, was die Leute im Inneren denken.

Zerlegebetrieb

Unter dem Mikroskop fand sie eine Welt vor, die war so schlimm, dass sie sie zerstören musste. Mit einem Faustschlag. Ja, erzählte sie ihm beim gemeinsamen Kochen, da wären so etwas wie Parteien,

Nationen, ganze Volksstämme in Fehde, Hass und Missgunst versammelt und führten nichts lieber als Krieg miteinander. Schrecklich, sagte er, bedrohte sie mit dem Messer und lachte. Später waren sie im Bett, und das war noch schlechter als die Wahrheit über alle Zellen dieser Welt und dem, was sich #64 dabei dachte, die große Eine anzuknabbern, um irgendwann zusammen dieses Ding zu werden, das sie werden füttern müssen. Im Fernsehen lief nur Müll.

Zum Heulen

Das Telefon schrillte nicht. Draußen Sirenen, Blaulichter, Alarm, aber das, was wirklich wichtig ist, will nicht geschehen in einer Wohnung mit Bett und einem Paar Augen darin, die Gnubbel der Rauhfasertapete nach zwei Gleichen absuchend.



Andreas Reichelsdorfer, Wien

Gegen seinen Willen, sagte der Präsi-
dent, habe er Flaggen gebaut.



Ein Schiff, das einen weiten Weg vor sich hat

SEITE 63

Andreas Reichelsdorfer, Wien

Der narzisstische Wildweintrinker, ein Unikat im Bereich Baugewerbe & Brot, hatte sich selbst bereits mehrfach geköpft, und alles pulsiert gleichzeitig. Sobald der Wein wuchs, befanden sich gleich unzählige Geranien rings um das Gebäude, eine Tatsache, die umfällt, sobald man nachdenkt. Concordio, der Lump, schwächling, bloß und eingebildet, streitet sich ständig mit der Urmutter, der Wächterin über Gut und Gedanken - lassen wir Näheres beiseite. Und stoßen bloß die Laternen über Bord und grinsen luzid, um dabei einen Baum kennenzulernen, der gleich wo wächst und gedeiht und bald Brocken bekommen wird, die vom Himmel stürzen, nicht zu verachten dessen Blätter, ganz zu schweigen von den Lügengebilden, die sich multiplizieren, sobald man nachgibt: ein Kreis, ein Aufbau, eine Macht.

Lang, breit und klar, so lange man schwitzt, geht einem nichts über, kann man sein, gleichzeitig, während man isst, schweigt und brach liegt - locker gesagt: Sobald der Einklang zu verstummen droht, finde Fleisch, Lust & Leber, Tran im Wahn und ein immerfortdauerndes Gedicht, das im Mondschein sich nur allzu sehr der Sonne bemächtigt, unerhört & unerschrocken. Lange nicht so gelacht, Herr Matrose, und mein Schiff geht bald unter, kurz gesagt bereits in fünf Stunden, kein Witz, und ohne Zweifel. Ermächtigen Sie mich der Wollust, ermächtigen Sie mich der tollen Fleischeslust, gleichwohl Gemeinsamkeit, die nicht zu leugnen, Schandtät, Sie Lump! Lecker geschmeckt hat's auch, zweifellos ein Braus in Saus, Kokolores haben wir uns nicht gebildet, weiter drau-



ßen am Rande der Bilder, ganz am Rande des Ufers, wo sich Fuchs & Hase grüßen und schießen und ein Ohr abschneiden und feixen, dort gibt's was zu sehen! - Lügenkarate, was für eine Sportart! - Logische Konsequenz: Verbrämung der Logistik - wer das nicht sieht, hat einen Arm ab; wahlweise ein Bein verspeist, sein Auge, auf der Zunge ein Stück Semmel, das von gestern noch schal riecht, komplettiert durch die allgegenwärtige Allmacht der Logarithmen, die niemals positiv sind. Recht so, Frau Seemann! Dort vorne geht's raus, es sei denn, Sie möchten noch ein wenig bleiben, was ich nur forcieren kann, wenn Sie erlauben, treten Sie ein, wir haben einen Stuhl für Sie bereit gestellt und eine Flöte, ein Konglomerat an krudem Werkzeug, für Fische verwendbar, Föhne, Finger, Feuerzeuge und Festzüge. Logisch, der Fährmann fehlte, aber der hatte ja längst kapituliert, seine Abzeichen winkten im Wind, seine Laus lief über die Leber, das Sprichwort, das, wie man so sagt,

nichts weiter ist als ein Kruzifix und dabei gleich noch die Ader außer Acht lässt, die nachlässt; geben wir ihnen noch einen Korken zum Entkorken und ziehen wir eine Losnummer, die, wenn nicht der gesamten Sachschaft, so doch wenigstens der Fähre als solcher gefällt - Ziel: Hafen. Lockere Rhythmusübungen dabei, ganz locker von der Hand! Und wie das weh tut! Sehen Sie das nicht falsch - dabei geht kein Mönch zugrunde. Allenfalls Verhütung: weder verachtet, noch verbrämt. Wunderwerk Logik! Aber legen Sie zwischendurch eine Pause ein, dann sehen Sie weiter. Und verachten Sie den Vers nicht, der will Ihnen nur Gutes! Luzifer, der Schlimmste aller Schlimmen, hatte dann endlich begonnen, die Fahrt zu verachten - aß seinen Saft, trank seine Lust. Legte Pausen ein. Dann Gram, aber nicht lange, und nicht ungut, keine Sorge! Verfahren Sie weiter.



Die Finsternis, die folgt

SEITE 65

Felix J. Fuchs, München

15 historische Miniaturen als Fortsetzung

Die Finsternis, die folgt 15 historische Miniaturen als Fortsetzung

„Sternstunden – ich habe sie so genannt, weil sie leuchtend und unverwandelbar wie Sterne die Nacht der Vergänglichkeit überglänzen.“

(Stefan Zweig, Sternstunden der Menschheit)

Es ist der Mensch nicht menschlicher als wenn er sich gegen die Ungerechtigkeit seines ihm auferlegten Schicksals stellt. Selbst wenn er scheitert. Dies scheint das Credo des Stefan Zweig gewesen zu sein, als er sich seine historischen Miniaturen unter dem Banner der „Sternstunden der Menschheit“ versammelte: Die weltbewegenden Momente, die ewiglich im Meer des schwarzen Ver-

gessens und der Vergänglichkeit wie Seerosen blühend auf der Oberfläche schwimmen.

Gegen den chronischen Katarrh gleichförmiger, ereignisloser Geschichte setzt er diese Momente als Universalheilmittel menschlicher Größe. Selbst Balboas Hatz der Ureinwohner weiß er so noch etwas abzugewinnen. Kleine und große Tragödien wie Robert Scotts Tod am Südpol oder Wilsons Versagen nach dem Ersten Weltkrieg werden hier zur Sternstunde.

Das Bild ist attraktiv. Es will heilen. Aber Adorno hat Recht, wenn er in Minima Moralia schreibt: „Noch der Baum, der blüht, lügt in dem Augenblick, in welchem man sein Blühen ohne den Schatten des Entsetzens wahrnimmt“. Darum interessieren mich die Größe der Menschen und ihr Versagen



im Angesicht der Finsternis, die alle Sternstunden umgibt. Das ist meine Geschichtsschreibung, meine Fiktion als Wirklichkeit. Sie warnt, dass die Finsternis oft der Größe im Windschatten folgt, und zeigt Menschen, die die Geschichte verschlingt.

Als eine Sammlung von 15 historischen Miniaturen in der Tradition von Stefan Zweigs „Sternstunden der Menschheit“, schließt „Die Finsternis, die folgt“ an den Versuch an, die Wirklichkeit zu fiktionalisieren. Allerdings geschieht das nicht wie bei Zweig durch die Heroisierung des Menschen in einem nur scheinbar objektiven Text, sprachlich überstilisierten Text, sondern durch den fiktiven Blick von Nebenfiguren der historischen Handlungen. Chronologisch schließen die Miniaturen an Zweigs Erzählungen an und umspannen das ganze 20. Jahrhundert. Parsimonie veröffentlicht die komplette Reihe seit Ausgabe 10 (Feb. 2013).

Skizze der Miniaturen

1. „Der Anfang vom Ende“ Abstimmung über das Ermächtigungsgesetz, 23.03.1933
2. „Und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu“ Der Tag vor der Reichspogromnacht, 8.11.1938
3. „Zerstörer der Welten“ Truman, Stalin und die Bombe, 26.07.1945
4. „Gelobtes Land“ Der erste Arabisch-Israelische Krieg, 30.11.1947
5. „Der Vorhang fällt“ Conrad Schumann und der Mauerbau, 15.08.1961
6. „Zapruder“ Lyndon B. Johnson und die Ermordung Kennedys, 22.11.1963
7. „Das Ende der Unschuld“ Die Ermordung von Benno Ohnesorg, 02.06.1967
8. „Schuld ohne Sühne“ Der Kniefall Willy Brandts in Warschau, 07.12.1970
9. „Der Mann, der niemals lebte“ Wie Stanislav Petrov still und leise die Welt rettete, 26.09.1983
10. „Blaue Augen“ Die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, 24.04.1986



11. „Der Fahrer ohne Befehl“ Mbaye Diagne und der Genozid in Ruanda, 31.05.1994
 12. „Die Achse des Bösen“ Colin Powell belügt die UN-Vollversammlung, 05.02.2003
 13. „Der Tod des Gemüseverkäufers“ Der Beginn des Arabischen Frühlings und der Tod von Mohamed Bouazizi, 17.12.2010
 14. „Eine Leiche auf hoher See“ Die Kommandoaktion und der Tod Osama bin Ladens, 02.05.2011
 15. „Vogelfrei“, Edward Snowdens Flucht, 20.05.2013
- Epilog:** „Le Petit Prince“



Die Finsternis, die folgt // Miniatur 3**Zerstörer der Welten****Truman, Stalin und die Bombe, 26.07.1945**

Stumm streckt Lady Liberty ihre Fackel gen Himmel und überragt dabei nur knapp Ellis Island, das Nadelöhr, durch das sich Millionen gezwängt haben und noch zwingen. Es ist Juli, aber der Wind, der über die Bay hinwegfegt, legt sich mir kalt auf die Stirn. Seit einer halben Stunde lehne ich bereits hier am Geländer und lausche der Brise und dem stetigen Schmatzen der Wellen, die mit ihren Zungen nach der kleinen Gestalt auf dem Pier lecken. Eigentlich hatte ich verabredet, den Kollegen meines Vaters vor dem Jersey City Terminal zu treffen, aber der Hudson lässt nicht von mir ab. „Da sind Sie ja, Harry!“, tönt es hinter mir und Charles Shoemaker legt seinen fleischigen Arm um mich. Sein rundes Gesicht strahlt zufrieden als er bemerkt,

dass ich eine deutlich bessere Figur mache als noch vor zwei Wochen. Von dem Geld, das er mir bei meiner Ankunft zugesteckt hatte, habe ich mir einen neuen Anzug gekauft. Für ihn ist es eine Besserung. Für mich Camouflage. Abgewetzte Lumpen, wie jene mit denen ich Anfang des Monats auf der *Marine Devil* aus Le Havre in New York angekommen war, machen hierzulande verdächtig.

„Harry, ich musste ihrem Vater versichern, Sie am zehnten am Hafen zu begrüßen und Sie heute am Zug abzuliefern, falls er nicht rechtzeitig aus Hyde Park zurück ist. Also, genießen Sie noch einmal die Bay und dann geht's los! Zack, zack!“

Gehorsam schließe ich meine Augen, hole tief Luft und löse mich vom Geländer, um ihm zu folgen – mit dem trägen Kraftaufwand des Lebensmüden, der sich von der Reling stößt.



Nicht ganz grundlos hatte ich es vermieden, den Bahnhof allein zu betreten. Ich bin heute alles andere als ein Freund von Zügen. Als wir aus der Halle an die Gleise treten, schlägt die Geschäftigkeit des Pendlerverkehrs in all ihrer Stickigkeit über mir zusammen. Aus dem Meer von Körpern, Koffern und heißem Stahl ragt einer der luxuriösesten Züge der Vereinigten Staaten wie eine gleißende Klippe. Die prachtvollen preußisch-blauen Passagierwaggons und die elegante Zugmaschine des Royal Blue ziehen die bewundernden Blicke der Passagiere auf sich. Nur ich kann die Szene nicht halten. Der Zug, den ich sehe, ist ein anderer. Der Blick meiner Erinnerung frisst sich durch die Gegenwart, als hielte man ein Foto über eine offene Flamme.

Ein Stoß aus der Menge reißt mich zurück in die Gegenwart New Jerseys und ich sehe meinen Vater mit einem Koffer auf uns zueilen. Mit bebenden Lippen hält

er mich auf Armeslänge von sich, um mich zu mustern. „Ach, Harry, es ist ja gut“, beschwichtigt er mehr sich als mich. „Es ist ja alles gut, mein Junge.“ Aus der Menge dringt der Pfiff eines Schaffners und Charles bedeutet uns einzusteigen. Von beiden flankiert drückt mich die Menge an die Türe. Niemand bemerkt den leichten Widerstand in mir, der mich von dem Zug abstößt, als wären die Maschine und ich gleichgepolte Magneten.

Kaum haben wir das Gepäck meines Vaters im Drawing Room verstaut, der Regierungsbeamten vorbehalten ist, da bedeutet uns mein Vater schon, ihm zu folgen. „Ich will dir etwas zeigen, Harry.“ In kindlicher Aufregung führt er mich am Hemdsärmel in den Speisewagen mit seinen holzvertäfelten Wänden, dem Goldstuck und den Kronleuchtern. „The Martha Washington Dining Car! Now, isn't that amazing?“, lacht



er und ich ringe mich zu einem dünnen Lächeln durch. Er strahlt eine Begeisterung aus, die meine Angespanntheit entweder sacht überspielt oder schlicht nicht als solche erkennt.

Geflissentlich weist uns ein Kellner sofort einen Tisch an und verteilt Speisekarten. „For me the Sirloin Steak, please“, informiert mein Vater den Kellner umgehend, der die Bestellung mit einem würdevollen Nicken entgegennimmt. „Für dich auch, Harry?“, fragt er und legt mir sanft die Hand auf den Arm. „Du willst bestimmt etwas essen. Sie kochen hier auch ganz wunderbar nach Art des Chesapeake Bay.“

„The fried Maryland Oysters, please“, mache ich mit flüchtigem Blick auf die Karte meine Bestellung.

„Aber Harry! Die sind ja nicht kosher!“, entfährt es meinem Vater, was Charles mit einem breiten Grinsen quittiert.

„We have a great Blue Marlin, basted in butter“, kommt mir der Kellner zu Hilfe

und fügt mit einer leichten Verbeugung hinzu: „I believe that would be alright, Sir.“

„That then“, ergebe ich mich dem mir angebotenen Schicksal.

Während wir auf das Essen warten, setzt uns Charles in allen Details die Geschichte der B&O Railway und des Royal Blue auseinander und unterbricht sich erst, als das Porzellan mit den Speisen aufgetischt wird.

„Harry, es ist so viel passiert, seit du weg warst“, erklärt mein Vater über seinem Steak und ich frage mich, wie viele Phrasen er noch für mich in petto hat.

„Ich habe dir noch gar nicht erzählen können, was ich hier jetzt arbeite.“ Dabei deutet er zu mir gewandt mit seiner Gabel in Richtung seines Kollegen. „Wir sind als Berater im Weißen Haus angestellt. Kannst du dir das vorstellen? Für dich finden wir da be-



stimmt auch etwas. Jetzt wo der Krieg vorbei ist, geht es nämlich erst richtig los. Nicht wahr, Charles?"

„Was hast du dir denn vorgestellt?“, erkundige ich mich und gebe mir bewusst beim Zerteilen meines Marlins den größtmöglichen Anschein der Gelassenheit. (Meine Hände zittern ein wenig.)

„Nun, noch kämpfen wir ja in Japan, aber das ist auch bald vorüber. Und die Strategien, zu denen ich berate, werden dann erst recht hoch im Kurs sein. Harry, was ich dir jetzt erzähle, wissen außer dir und mir, und Charles hier, nur wenige. Präsident Truman hat heute zusammen mit Chiang Kai-shek und Winston Churchill die Japaner zur Kapitulation aufgefordert, weil sie sonst die völlige Zerstörung ihrer Heimat riskieren.“ Aber ich habe scheinbar meinen Einsatz verpasst, was mir ein Stirnrunzeln von beiden einbringt. „Mein Sohn, ich spreche von der Atombombe. Wir haben die

Atombombe. Und wir haben sie ganz allein. Für den Moment zumindest.“

„Man hat uns mitgeteilt“, schaltet sich Charles eifrig ein, „dass Truman vor zwei Tagen gegenüber Stalin die Bombe angedeutet hat. Aber Berater wie dein Vater und ich gehen davon aus, dass die Russen schon seit 1942 an ihrer Bombe arbeiten.“ Ich schaue von einem zum anderen und schiebe mir wortlos ein Stück Fisch in den Mund.

„Weißt du, was das heißt, Harry? Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Russen gleichziehen. Das wird ein nie dagewesener Rüstungswettlauf. Und das ist es, was wir wollen. Verstehst du? Im Angesicht der Bombe wird es keinen Krieg mehr geben.“

„Das heißt aber auch, dass wir über kurz oder lang noch mehr qualifizierte Physiker brauchen. Und vor dem Krieg waren Sie, Harry, doch in Berlin tätig“, beendet Charles die Ausführungen meines Vaters.



Bevor sich die beiden entscheiden können, wer fortfährt, lege ich Besteck und Serviette neben meinen Teller und erhebe mich. „Bitte entschuldigt mich. Wir sehen uns später im Abteil.“ Charles hält mich verdutzt am Arm fest und beide glotzen mich mit großen Augen von unten her an. „Harry, ...“

„Bitte, ich brauche Ruhe und etwas frische Luft.“

Als ich auf der Plattform unseres Wagons stehe und mir eine Zigarette anstecke, überkommt mich ein wenig die Reue. Mein Vater hat es nicht verdient, so sitzen gelassen zu werden. Aber bei aller Liebe ... Ich schließe die Augen und lausche in die donnernde Stille des Eisenbahnwaggon hinein. Jede Unebenheit im Gleisbett macht mich der Geschwindigkeit gewahr, mit der wir unterwegs sind. Aber in meiner Erinnerung rast nur mein Herz, der Zug aber wird langsamer und langsamer. In meiner Erinnerung mache ich mich bereit zum Sprung.

In meiner Erinnerung rolle ich die Böschung hinunter und werfe mich in ein Dickicht von Brennesseln. In meiner Erinnerung brechen Schüsse. In meiner Erinnerung höre ich den Zug bremsen und Stahl in Stahl greifen. All das, all die Jahre im Untergrund und auf der Flucht kleben an mir wie Spinnweben. Im eigenen Land hinter feindlichen Linien. Egal wie heftig ich an meiner Zigarette ziehe, das bisschen Glut reicht nicht, um die Spinnweben wegzubrennen.

In unserem Abteil ist mein Vater mittlerweile, von Euphorie und gutem Essen ausgelaugt, in seinem Sitz eingenickt. Ich setze mich zu Charles ans Fenster und stecke mir eine weitere Zigarette an.

„Harry, alles was wir wollen ist Ihre Hilfe, wissen Sie? Wir brauchen Männer wie Sie für einen Frieden im Zeichen der Bombe.“



Der Mann weiß nicht, wann es genug ist,
beschließe ich und widme mich der Land-
schaft, die am Royal Blue vorübersegelt.
Ich versuche, mich auf das Stakkato der
Schienen und Räder zu konzentrieren und
auf die Gräser und Bäume die vorüber-
fliegen. Aber ich höre nur Bombe, Bombe,

Bombe und sehe nur neue Spinnweben,
die sich stumm um mich winden. Ich
ziehe an meiner Zigarette, aber die
Glut reicht nicht. Meine Glut reicht
nie.



Dominik Steinhilber, Stuttgart

- Bartholomew!
- Yes, Father?
- Bartholomew, a knife!
- Knife, Father?
- Bring me a knife, Bartholomew. You forgot it, again!

Again! He had made dinner for Father Nathanael, as usual. He had set it out, just as he wanted, and brought the plate and the glass of water to his place in front of the old television set where Father Nathanael would sit and watch his shows or, his favourite, the occasional parade broadcast on the local TV station. The Father could get quite irate when things did not go exactly the way he wanted.

But the knife! He always forgot the knife! Bartholomew scrambled back into the tiny flat's kitchen. A knife! Drawer for drawer he would open and slam shut but

no knife. What a mess the kitchen was! Pots on the book shelf, pans stuck between the pages of a book Bartholomew had been reading. A kettle, tipped sideways, lay under the bench Bartholomew slept on at night. Luckily, Father Nathanael never entered the kitchen. The old man did not move much since the accident, anyway.

Dear St. Anthony, this is Bartholomew. A knife please! And behold!, there it was. Clearly visible on the chequered oilcloth that covered the kitchen table lay the entire kitchen's cutlery. Bartholomew grabbed a knife and ran back into the living room.

Father Nathanael was sitting in front of the TV; exactly where Bartholomew had left him.

- Don't run with a knife in your hand like that, he said. I'm an old man,



there is no need for such haste. The TV was showing a broadcast of the great parade that was passing through all major cities of the country.

- They will be here on August 24th, Father Nathanael noted, watching intently. The two of them looked into the TV set, silently eating their dinner together.

- People in a parade are too vain, Father Nathanael said. They think they've attracted an audience, but really it's just people waiting to cross the street. Bartholomew stifled a giggle.

- What is wrong with you?, Father Nathanael asked.

- Sister Margaret said it is inappropriate to laugh in front of a priest.

- If our Lord didn't want us to laugh, would he have given us a mouth? And would he have turned water into wine? Don't believe everything people tell you. Bartholomew nodded as he sipped on his glass of water.

- Anyway, here's another piece of wisdom from an old man. If you're watching a parade, make sure to stay in one spot, don't follow it, or it never changes. And if the parade bores you, just run in the opposite direction and it will fast forward for you. Father Nathanael smiled at Bartholomew

- And now, clean the plates. When you're finished, you can take a nickel from the jar on the cupboard and go buy something. Of course, a nickel was not worth anything anymore, but Bartholomew obeyed and went down into the streets. Every Friday after school, Bartholomew went shopping for groceries. A bell rang when Bartholomew opened the door.

- Hello Mrs Cohen, Bartholomew said. The Cohens had their store downstairs. They lived in the same building as Father Nathanael and Bartholomew but further down.



- Hello moishe, Mrs Cohen said. Running errands? Smiling, Mrs Cohen reached over the counter and touched Bartholomew's hair. Ruth, her daughter, was there too, unpacking boxes and stacking the shelves right next to Bartholomew.

- Who is it? Is it Bartholomew again?, a voice rang from the backroom.

- Yeah, it's him.

- Tell him he can come over for dinner tonight. Lamb chops. Bartholomew shook his head.

- I can't, he mumbled. I have to be with Father Nathanael.

- He doesn't want to. He has to cook himself, Mrs Cohen shouted into the back room.

- I will never get why they're letting a young man stay with such a queer old priest. Completely meshugge the lot of them if you ask me, the voice from the back murmured. Bartholomew felt a hot tinge of red entering his face. He bit his lip.

- What is the old man having? Another fleshpot? Chillli, I mean, it mocked from the backroom.

- Well, maybe next week, Mrs Cohen concluded, ignoring her husband. So what have you got for me this time? Bartholomew handed her the list he had prepared upstairs. Mrs Cohen quickly scanned the piece of paper. She took a basket and went off to retrieve the items from the shelves. She always did that for Bartholomew, which was nice. While Mrs Cohen was putting together his basket, Bartholomew started strolling around the shop, looking at the things stacked neatly onto the shelves.

- Do you want some sweets, moishe?, Mrs Cohen asked as she put a pack of salt into the basket.

- Sure. Thank you!

- Ruth, give Bartholomew a bag of the Haribos you've got there. I don't even know why we got them. Ruth bent over,



retrieving the last bag of gummy bears from the bottom of the cardboard box she had put onto the shelves. Mountainous, magnificent, deep valley and steep slopes. A week ago, Bartholomew had seen a documentary with Father Nathanael on Discovery Channel. In the mountains of Tierra del Fuego there is a small village. The village can only be reached by foot, through slender trails across the backs of the mountains. With a dark abyss to the left and to the right the townspeople balance across the passes. In this mountain town lives a unique sort of flies. One bite of such a fly can cause blindness. But the poison is slow. Many years can pass until the complete loss of sight. Therefore, the adults spend most of their time teaching their children the crooks of the narrow passes. They make them walk the paths with their eyes closed so that the children know them by heart when they,

like their parents, go blind by the age of 10, 11 or 12.

But there were also different kinds of mountains. Not the harsh, sharp rocks of South America but the soft hills of Zion, where lions became lambs and lambs became lions, great, ferocious cats. Shocked, Bartholomew quickly closed his eyes.

- There you go, Mrs Cohen had come back from her tour through the store. I'll send the bill to the usual address.

- Thank you, Mrs Cohen. Thanks for the sweets.

- It's alright. Are you going to see the parade? It's just a few blocks away. Do you want to come with us?

- Thank you, Mrs Cohen, Bartholomew said as he left the store, dingdong, taking the full basket back to the flat upstairs. When Bartholomew came back



home Father Nathanael was still sitting in front of the TV.

- There you are. Have you already cleaned the kitchen? Don't leave everything half-finished. You always do that. Finish what you start.

- Yes, Father.

Cleaning the kitchen did not take as long as he had imagined. Bartholomew took the Father's books, strewn across the flat, and put them back on the shelf above the bench in the kitchen. Plato, did not understand. A thick book called Iliad, with many illustrations he liked to look at. Chekov, foreign. Wonder if he's the same one who shoots the guns on the Enterprise. He then pulled the book he had been reading the last night from the shelf and lay down on his bench. The man, a foreign nobleman in a foreign land, had started to pack his bags to escape from the damp city. Running away to the next train station, he wanted to leave the hotel as quickly as possib-

le. But they sent his luggage to the wrong city by accident, not home but to another new, unknown place. So he had to go back to his seaside hotel and spend another week at the beach, watching the children play in the water. The sea was rough. Waves, high like mountains, were falling over Bartholomew. He was alone, standing on deck of a boat, a raft with a tiny, chequered sail. But he did not know how to sail. How should he steer? Where could he go? Surrounded by water, Bartholomew's boat was thrown about, without any way for him to choose where to go. A sound - Bartholomew woke up in the kitchen. He quickly got up, not bothering to turn on the lights. He knew the way to the bathroom by heart. Splish splash the water inside the toilet rang. Don't forget to wash your hands. Bent over the bathroom sink, Bartholomew scrubbed his hands, neat and tidy. When he looked up into the



mirror, he saw Father Nathanael's face. Bartholomew jumped. Father Nathanael was sitting in the twilight on the rim of the tub. Although he seemed awake he did not say a word, not when Bartholomew came into the bathroom and not even now. He just sat there, looking, with a curious expression on his face. One eye was drooped. So was his mouth which fell off to one side. Bartholomew did not understand.

- What is wrong with you, Father Nathanael?

Father Nathanael did not say a word.

- Why aren't you in your bed? Are you ill?

Bartholomew, very much afraid, tried to lift Father Nathanael off the bathtub and guide him towards the living room where Nathanael slept at night. His arm lay heavily, powerless, on Bartholomew's shoulders. As Bartholomew lifted his feet on the sofa and threw a blanket over Father Nathanael, Father Nathanael

let out a slurred thank you. Bartholomew stayed by his side all night until, eventually, he would fall asleep as well. Time passed and Bartholomew stayed with Father Nathanael. Father Nathanael did not leave the flat at all any more. Between breakfast and the time Bartholomew came back from school his whole life consisted of watching the parade on TV progressing towards the city. Every day the great parade moved closer and closer through the country. Bartholomew helped Father Nathanael from the sofa to the new wheelchair and turned around the TV so Father Nathanael could continue watching. The parade, again. The boy went into the kitchen to fetch Father Nathanael's dinner. Like a child, Father Nathanael would wait for him, patiently watching TV until the boy came back with two plates and joined him. Then he asked: Do you think we will be able to see the parade from our balcony?



ny? He had trouble pronouncing the word but Bartholomew understood. Bartholomew looked out to the balcony, high above the city streets like a mountain top. He got a strange feeling even thinking about how deep the fall would be. Every time he stepped on the balcony he would rather just close

his eyes shut than see the great distance between him and the people, ant-like on the ground.

- Yes Father, Bartholomew lied. I will wheel you out then.

- Thank you, Bartholomew. You are a saint.

Father Nathanael reached over to Bartholomew's forehead and made a little cross with his thumb.

- I do not know what I would do without you. On the day of the parade, Bartholomew had risen early to arrange everything. When he had prepared lunch for Father Nathanael he had taken his wheelchair out on the balcony, serving

the Father's meal on a tray resting on the chair's arms and excused himself, saying he had forgot something downstairs.

- You keep forgetting things. Put your mind on one thing. But alright, go ahead. Bartholomew went downstairs and around the block to catch up with the Cohens. They were waiting two streets away to watch the great parade themselves. At first he could not see them but when he found them he quietly joined the family. The parade had just begun. Mrs Cohen hugged Bartholomew and together they went off to find a free spot to watch from. The crowd was gargantuan. The parade streamed like a river, always the same, everchanging, marching band after marching band drowning pop songs, trying to drown out the last band. Cars, casting long shadows on the turmoil in the crowd where people pushed closer, further towards the road, stretching, stumbling, strugg-



ling to catch a glimpse of the cars and the bands stomping by and the other side of the streets which, in close imitation, stretched and jumped and cheered as well. A car drove by, blasting loads of confetti from huge cannons into the exuberant crowd which welcomed it with ecstatic joy, waving back at the cars, hands like waves on stormy sea. Like a Virgin, one band played, By the Waters of Babylon, the other. The virgins of Babylon screamed back at each other between the high cliffs of buildings that lined the street but could not be heard for the noise of the crowd they were standing in, could not cut through the thumping of the drums of the innumerable marching bands.

Bartholomew stood still. The knife. He had to go back. Not minding the Cohens, not minding the parade, not minding Babylon, Jerusalem, and Fireland Bartholomew ran away. He had forgot the knife. Again. With quick jumps he climbed to

the upmost floor. Door. Keys. Kitchen. Knife. Sofa.

Balcony.

- Forgive me Father, I..., he stopped. Father Nathanael was sitting on the balcony, his lunch on a tray in his lap. The parade roaring a few streets away, almost muffled by the tall buildings, Bartholomew stepped closer towards the motionless priest. There was a smile on his face like he had not managed in days. Slowly, carefully, Bartholomew pricked his arm with the knife, then pulled. One single drop of blood left the cut on the priest's arm. Tears fell down from Bartholomew's face, hot with shame, not sadness, and salty like the sea as Bartholomew realised he could never live with the Cohens.



Pierre Jarawan, München

Es ist schon eine Ewigkeit her. Viele Jahre. Aber ich erinnere mich noch gut an den Tag, an dem ich eine Flussjungfer gesehen habe. Sie saß am Ufer eines Bergsees und auf ihrem auffällig geschwungenen Körper reflektierte das Wasser. Ich hatte bis dahin nur von Flussjungfern gehört. Man sieht sie nicht sehr häufig, denn sie sind scheu und leicht zu verschrecken. Ich hatte auch gehört, dass sie wunderschön seien und anmutig. An jenem Morgen schien die Sonne. Oben die Bergspitzen. Unten das Wasser, wie zerfließender Malachit. Ich sah die Flussjungfer dort sitzen und war mir in diesem Moment sehr sicher, dass auch sie mich sehen konnte.

Als ich kürzlich durch die Stadt - eine sehr kleine, schläfrige Stadt - lief, sah ich, dass das Schaufenster des Tele-

kom-Ladens in der Fußgängerzone verwüstet war. Mit weißer Farbe und Pinsel hatte jemand die Freiheitsstatue auf das Glas gemalt. In ihrer Hand hielt sie nicht ihre immer brennende Fackel, sondern ein Handy, mit dem sie sich selbst fotografierte. Daneben stand in roter Farbe geschrieben: *BIG DATA IS DIKTADA*. Um das Schaufenster herum standen Menschen, die ihrerseits Handyfotos vom Schaufenster machten und weil die Menschentraube so groß war, standen hinter den Menschen Menschen, die Handyfotos von den Menschen machten, die mit ihren Handys Fotos vom Schaufenster machten.

Mein Blick streifte die Häuserkanten der Fußgängerzone und mir war, als hätte ich dort einen Schatten gesehen.



Von dem Anschlag auf das Schaufenster des Telekom-Ladens hörte ich wenig später im Radio wieder, als ich zu Hause ankam. Die Moderatoren sagten wirklich *Anschlag*. Dann hörte man die Stimmen von interviewten Passanten, die sagten, die Aussage sei schon irgendwie korrekt, aber Vandalismus sei auch keine Lösung und dass wir immer noch besser dran seien, als die Leute in China oder Russland und dann baten die Moderatoren die Zuhörer darum, im Studio anzurufen und ihre Meinung zum Thema zu sagen. Einige Menschen riefen an und fragten, ob sie jemanden grüßen dürften.

Unsere Stadt ist eine Nicht-Stadt. So nenne ich Städte, die aussehen, wie viele andere. Die Häuser sind wie Schablonen, die man übereinanderlegen könnte, ohne eine Abweichung zu bemerken. An abgesperrten Grundstücken stehe ich manchmal am Bauzaun vor der Baugrube und halte ein Foto eines beliebigen Hauses

vor mich, und so erhalte ich eine genaue Vorstellung davon, wie es hier in einigen Monaten aussehen wird. Auch die Läden sehen gleich aus, ja selbst die Menschen, die sie betreten, ähneln sich.

Das erklärt, warum die Leute so erstaunt auf das Bild der Freiheitsstatue auf dem Schaufenster reagierten: Es irritierte sie, weil es ihre Sehgewohnheiten sprengte und so mussten sie es fotografieren, um einerseits sicher zu gehen, dass dieser Anschlag wirklich passiert war und auf der anderen Seite, um sich eine Schablone zu schaffen, die sie dann wieder anwenden konnten, wenn ein weiterer Anschlag geschehen würde, weil er dann alltäglicher wirkte, etwas, das man schon mal gesehen hat.



Als ich am nächsten Tag bei Twitter nachsah, war dort so etwas wie ein kleiner Trend entstanden. Unsere Nicht-Stadt war im Internet berühmt. Menschen twitterten Fotos von sich, wie sie als Geiseln vor Elektrofachgeschäften oder Kommunikationsdienstleistern knieten. Hashtag *Diktada*. Irgendwelche Spaßvögel mit Anonymous-Masken verkündeten in kurzen Videobotschaften, dass sie dem Attentäter auf den Telekom-Laden in ihrer WG Asyl bieten würden. Und irgendeine Zeitung nutzte den kleinen Hype als Aufhänger, um einen größeren daraus zu machen und lud auf ihrer Facebookseite zum Live-Chat mit einem Datenschutzexperten, der anschließend auf seiner Facebookseite beleidigt wurde. Ich glaube, ich habe sogar einen *Diktada*-Aufkleber gesehen – mit dem Bild der Freiheitsstatue darauf – der auf das zyklische Auge einer Kamera in der Ubahn-Station geklebt war.

Am übernächsten Tag war das Schau-
fenster des Telekomladens immer noch
nicht von dem Schriftzug gesäubert.
Allerdings blieb auch kaum noch je-
mand stehen, um Notiz davon zu neh-
men. Die sich selbst fotografierende
Freiheitsstatue war mit dem Stadtbild
verwachsen, würde man sie jetzt ent-
fernen, würden erneut Sehgewohnhei-
ten gesprengt. Es war derselbe Tag,
an dem ich eine Flussjungfer in der
Stadt sah. Der Tag hatte nicht anders
begonnen, als die meisten Tage und so
war ich sehr erstaunt und verwundert,
als ich die Flussjungfer erblickte.
Seit jenem Tag am Bergsee hatte ich
keine mehr gesehen und ich hatte nicht
gewusst, dass sie jemals in die Städte
kamen, wo weit und breit kein Fluss
zu sehen war. Sie saß auf einem der
eingezäunten Bäume in der Fußgänger-
zone und sah auf die Menschen herab.
Sie saß einfach nur da und schaute.
Ich wusste, dass es eine Flussjungfer



war. Sie hatte diese Augen, an denen man Flussjungfern eindeutig erkennt.

In den nächsten Tagen geschah etwas Seltsames: Ich sah viele Flussjungfern in der Stadt. Wenn ich aus dem Fenster sah, sah ich auf ganze Schwärme herab, die durch die Straßen schweiften. Im Grunde, sahen sie nicht anders aus als gewöhnliche Passanten. Aber ich wusste, dass es Flussjungfern waren, denn auch sie hatten *diese Augen*.

Ich ging durch die Straßen und es gab keine Ecke, an der ich nicht mindestens eine sah. Überall dort, wo Menschen warteten, sah ich Flussjungfern mit Handys oder Tablets stehen. Das typische Geräusch, das Flussjungfern machen ist ein beinahe melodisches Summen. Und so erhob sich schon bald ein Summen über die Straßen, das alle anderen Geräusche überdeckte. Im Fernsehen moderierte plötzlich eine Flussjungfer

die Tagesschau und auch aus dem Radio hörte ich seit einigen Tagen nur noch dieses einschlägige Summen.

Die Flussjungfern wurden mehr, die Diktada-Bewegung wurde international. Es gab jetzt eine eigene Diktada-Facebook-Seite und einen eigenen Tumblr und in einer der Tagesschau-Sendungen wurde sogar das Bild eines Mannes aus der Türkei gezeigt, der ein Foto von sich getwittert hatte, wie er vor dem Denkmal der Republik kniete, als Geisel, ein Schild vor der Brust, auf dem „always on“ stand.

Wie sich später herausstellte, war das Foto gefälscht, ein Informatikstudent aus Unterschleißheim hatte sich einen Spaß mit Photoshop erlaubt und so wurde auch die Tagesschau auf ihrer Facebookseite beleidigt.



Und die Flussjungfern wurden mehr. Es schien, als stünde ihr plötzliches Auftauchen in unserer Stadt in einem direkten Zusammenhang mit dem Anschlag auf den Telekom-Laden und als habe die Zunahme ihrer Zahl mit der wachsenden Größe der daraus resultierenden Bewegung zu tun. Und weil mich das Summen in den Straßen langsam verrückt werden ließ, verschickte ich E-Mails an sämtliche Radiostationen, TV-Sender und Zeitungen. „Betreff: Augen auf!“

Ich schrieb: „Die Menschen haben sich in Flussjungfern verwandelt. Sie sind gut vernetzt und sie sind überall. Es könnte eine Epidemie sein, bei der man sich verwandelt. Flussjungfern leben eigentlich nur in der Nähe von Wasser. Das Außergewöhnliche an dieser Art der Libelle sind ihre beiden Augen: sie bestehen aus bis zu 35.000 Einzelaugen, die ihr ein mosaikartiges Bild ihrer Umgebung lie-

fern. Das ermöglicht der Flussjungfer beinahe eine komplette Rundumsicht.“

Und ich erhielt tatsächlich eine Antwort. Betreff: „Media Eyes.“

Und der Inhalt waren fünf Worte: „Keine Sorge. Wir wissen Bescheid.“



DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an `info[youknowit]parsimonie.de`

Hinweise zu Texteinsendungen auf: **`www.parsimonie.de`**



Impressum

SEITE 88

Herausgeber:

ISSN: 2194-1505

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Redaktion:

Fabian Bross, Lisa Forster, Lisa Hönig, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Gestaltung/Titelbild:

Fabian Bross

Anschrift:

Fabian Bross
Leonrodstr. 77
80636 München

Hinweise zu Texteingaben finden Sie auf: www.parsimonie.de, info@youknowit.parsimonie.de

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

